april

konkret

Monatszeitschrift für Politik und Kultur, Hamburg 25. 3. 76/Nr. 4

3,00 DM

C 4143 EX

Italien Lire 850
Holland hfl 3,80
Schweiz sfr 3,30
Österreich S 25,–

Faschismus BRD '76

Abendroth
Fichte
Engelmann
Venske

Titel: Klaus Staeck

briefe

Kleineres Übel

Dauer-Diskussion der Linken – und natürlich auch, von Abendroth bis Dutschke, in KONKRET: Was ist die SPD

Am 4. Februar sagte Georg Leber in der Abendausgabe der Tagesschau, daß er für Waffenlieferungen an Griechenland und die Türkei ist. Es wäre interessant zu erfahren, wann die Paragraphen 88a und 130a gegen Befürwortung von Gewalt in Kraft treten. Oder hat schon jemand Anzeige gegen Leber erstattet? Es müßte jedem deutlich werden, daß Lebers Partei kein kleineres Übel ist, sondern eine Gefahr.

Gunter Römer, Herrstein

Tote leben länger

Zu Horst Tomayers Gespräch mit Dieter Hildebrandt (KONKRET 2/76) meldete sich die Fachwelt

Der Interviewer Horst Tomayer meint unter Zustimmung von Hildebrandt, daß „linke Spinner" den Neuss „auf dem Gewissen" haben. Nun, es war ja gerade Tomayer, der für Neuss schrieb und ihm als ideologischer Berater in den Apo-Zeiten diente. Es mutet auch etwas merkwürdig an, wenn Hildebrandt die Machtwächter-Sätze als Apo-Surrogat abqualifiziert, hat doch gerade der Erfinder dieser Sätze, der Texter Joachim Hackethal, etliche Programme der Lach- und Schießgesellschaft in ihren Lacherfolgszeiten recherchiert. Wenn dann noch die zur Zeit besten politischen Kabarettisten, etwa Helmut Ruge oder das Kollektiv Rote Rübe, völlig unterschlagen werden, dafür aber Otto genannt wird, wundert es nicht, wenn das Fazit einer drei Seiten langen Selbstdarstellung wieder einmal die Behauptung suggeriert: Das Kabarett wäre tot – wenn wir Hildebrandt nicht hätten. Nur: Totgesagte leben länger.

Reinhard Hippen, Deutsches Kabarett Archiv, Mainz

Elitärer Schimpf?

In KONKRET 2/76 hatte Heinrich Böll den Propaganda-Begriff „Ausgewogenheit" ein „Idiotenwort" genannt.

Sehr geehrter Herr Böll, vielleicht ist Ihnen schon einmal aufgefallen, daß Sie gern das Wort „idiotisch" benutzen, um damit Ihrer Empfindung über etwas aus Ihrer Sicht Unsinniges zum Ausdruck zu verhelfen. In KONKRET 2/76 gibt es für Sie sogar ein „Idiotenwort". Ich bin etwas ratlos. Muß man Sie doch nicht darauf aufmerksam machen, daß „Idiotie" einen schweren, unkorrigierbaren Grad geistiger Behinderung bezeichnet. Sie werden es wissen, nur denken Sie bei der Verwendung dieser Wörter wahrscheinlich nicht an die Würde der Menschen, die Sie für Ihre rhetorischen Zwecke metaphorisch entwürdigen. Dennoch frage ich mich, wie es kommt, daß das nicht irgendjemandem, sondern einem Menschen unterläuft, dem es im Allgemeinen sehr um die Würde und das Recht benachteiligter Menschen zu tun ist. Geht es ihm vielleicht nur um diejenige Art der Benachteiligung, die es ihm ermöglicht, gegen gewisse Leute, gegen Konzerne und andere Machtballungen die Faust zu erheben? Geht es ihm also weniger um die andere Art von Benachteiligung, die bloß durch den schlichten Lauf der Natur (mißglückte Chromosomenteilung, pathologischer Gehirnstoffwechsel) gelegentlich über Menschen hereinbricht? Wenn aber die Art von Benachteiligung, bei der mit Empörung nichts auszurichten ist, außerhalb seines Resonanzbereiches liegt, geht es ihm dann überhaupt in erster Linie um benachteiligte Menschen? Geht es ihm nicht etwa um die große Befriedigung, die das Aufbegehren gegen die Macht des anderen (ein gerechtes Aufbegehren ab und an) so mit sich bringt.

Vielleicht werden Sie, sehr geehrter Herr Böll, hinter Ihrer Verwendung von „Idiotenwörtern" derart Allzu-Menschliches für möglich halten oder wenigstens in Zukunft dem elitären Schimpf entsagen. Das – so denke ich – wäre im Sinne einer gewissen Humanität, nicht der beliebten, die das Fäusteballen zur Wollust werden läßt, sondern einer überzeugenderen Humanität, für die der Schutz der Würde auch idiotischer menschlicher Existenzen ein natürliches Begehren ist.

Prof. Dr. S. Ertel, Institut für Psychologie, Universität Göttingen

Winter ade

In KONKRET-Express fehlte zum ersten Mal seit über einem Jahr die Abteilung „Theo Sommer".

Wir wollen Wommer!!!

Andreas Zimmermann, im Namen von fünf Stuttgarter Express-Fans

Große Enttäuschung beim neuen Heft: Theo Sommer fehlt. Ich habe aber als Abonnent einen Anspruch darauf, daß das Produkt in der bestellten Form (mit Sommer) geliefert wird. Wann hat ein Linker schon mal was zu lachen?

Gerd Stilcke, Mainz

Tut uns leid, Sommer fällt auch diesmal aus. Er mußte sich einer Operation unterziehen. Wir wünschen ihm (ernsthaft) baldige Genesung. Und hoffen, daß der Operateur auch gleich jenes Organ entfernt hat, das den metaphorischen Schluckauf erzeugt. *Red.*

Mario (der) nette

KONKRET (2/76) dokumentierte die Liebesgrüße des angolanischen Unita-Chefs Savimbi an Portugals Diktator Caetano

Der von KONKRET publizierte Briefwechsel war unseres Wissens in Portugal schon kurz vor dem 25. April bekanntgeworden. Deshalb vermied es auch der damalige Außenminister Mario Soares eine Zeitlang, von der Unita als von einer „Befreiungsbewegung" zu sprechen. Daß bei den Verhandlungen von Alvor dann alle drei Organisationen (MPLA, FNLA, Unita) zugegen waren, ließ bereits damals weniger an der Kraft der angolanischen Befreiungsbewegung MPLA als an den revolutionären Absichten gewisser Kreise in Portugal zweifeln.

Daniel Kohn, Zürich

Unheimlich komplex

In KONKRET 3/76 referierte Peter O. Chotjewitz italienische Enthüllungen über Zusammenarbeit zwischen Sozialdemokraten und der CIA, Günter Nenning zeichnete die Zukunftsvision einer sozialdemokratischen Welt

Im letzten KONKRET-Heft beweist Chotjewitz auf den Seiten 15 bis 20, daß und warum Sozialdemokraten, wenn's drauf ankommt, immer lieber mit dem US-Imperialismus Geschäfte machen, als sich mit den Kommunisten zu einer antikapitalistischen Politik zusammenzufinden. Und auf den Seiten 20 und 21 laßt Ihr Nenning den großen Pakt zwischen Sozialisten und Kommunisten prophezeien. Auf Seite 34 heißt es schließlich (ironisch): „Die Welt ist schon unheimlich komplex." Verdammt noch mal: KONKRET auch.

Christine Müller, Gandersheim

Heil Hölscher

Etwas blöde vielleicht, aber laut Briefkopf immerhin „von der Handwerkskammer Düsseldorf öffentlich best. und vereidigter Sachverständiger für das Baugewerbe" ist dieser Leserbrief-Schreiber, der Günter Grass für den KONKRET-Herausgeber hält.

Sehr geehrter Herr Grass! Mir fiel in meinem Urlaub in Grindelwald Ihr erstes Heft 1976 in die Hände. Ich glaubte wertvolle, unterhaltsame und belehrende Lektüre gekauft zu haben. Doch wie bei allen schlüpfrigen roten Schmierblättern konnte ich nur drekkige Ausdrücke feststellen. Sie entwürdigen unseren altverdienten Bundeskanzler Adenauer. Sie sollten lieber Ihren oft besoffenen und abgedankten Duzfreund und ehemaligen Bundeskanzler Herbert Frahm in den A . . . treten. Gott sei es gedankt, daß man Sie nur noch selten in der Öffentlichkeit sieht. Wenn ich Ihre Visage mit dem Zuhälterschnauz schon sehe, dann vergeht mir schon der Appetit. Das Bild auf Seite 55: Nur sauige Schweine geben auch das noch im Bild wieder, wenn sie in sexueller Geilheit und Fantasie den Frauen rücklings in die Geschlechtsteile greifen. So einer sind Sie also. Und Ihr Duzfreund der viel besoffene Herbert Frahm soll anders sein? Wer soll das glauben? Solchen Schweinen wie Sie sollte man das Handwerk legen. Das scheint aber gar nicht mehr notwendig zu sein. Auf solches Handeln folgt automatisch früher oder später die gerechte Vollstreckung.

Paul Hölscher, Meerbusch

Hodentöter

Bernt Engelmann beschrieb (KONKRET 3/76) den schwäbischen Faschismus und den Kiesinger-Filbinger-Clan

In welchem Verwandtschaftsverhältnis befindet sich der alte Kreuzwendedich Todenhöfer zu dem jungen, entwicklungshelfenden CDU-Abgeordneten Todenhöfer? Ist er der Vater, der Onkel oder was sonst? Was hat das mit der Karriere des jungen Todenhöfer zu tun? Ist es die Ursache?

Otto Hotzel, Steinau

Es komme uns bloß keiner mit „Sippenhaft": Der alte Bormann-Freund Kreuzwendedich hatte – soweit es Juden und Kommunisten betraf – sowenig dagegen wie der

Große Reichenstraße 25/27
2000 Hamburg 11

NSDAP-Propagandist Kiesinger, und eben diese zwei sind für die Karriere des jungen Pinochet-Anwalts Gerhard Todenhöfer verantwortlich, der eine als Vater, der andere als Kreuzwendedich-Freund und Bundeskanzler, der dem Neffen beim benachbarten Helmut Kohl einen Wahlkreis besorgte, damit dieser im Bundestag und als Entwicklungshelfer-Sprecher die Politik seiner politischen und natürlichen Väter – natürlich in dem heute möglichen Rahmen – fortführen kann. *Red.*

Rot und Roeder

In KONKRET 3/76 machte Hermann L. Gremliza einen Streifzug durch die Klassenjustiz

Völlig richtig sind in Alfred Anderschs Gedicht die Behauptungen, „wer rechts ist, grinst" und „eigentlich waren die Nazis ehrlicher". Sie unterdrückten Andersdenkende und Denkende offensichtlich und bewußt. Jetzt will man den Baader-Anwalt Heldmann aus der Rechtsanwaltskammer ausschließen, während der neonazistische Rechtsanwalt Manfred Roeder in der Kammer bleiben darf. Roeder bekennt sich zum Nationalsozialismus, hat Verbindungen mit der NSDAP in Lincoln/USA, verhöhnt die Opfer des Faschismus, nennt die Bundesrepublik „Drecksrepublik" oder „Judenrepublik". In Darmstadt wurde Roeder jetzt wegen Verbreitung der Schrift „Die Auschwitz-Lüge" zu sieben Monaten mit Bewährung verurteilt. Nach der Urteilsverkündung zog er mit seiner Gang Nazi-Lieder grölend durch Darmstadt. Hat er damit die Bewährung verwirkt? Nein, der Mann bewährt sich weiter und die Justiz verwirrt sich in ihren eigenen Maschen.

Thomas Weyrauch, Bensheim

Vorbote des Verbots?

Warum ein Strafgefangener nicht KONKRET lesen soll

Seit einiger Zeit bemühe ich mich, KONKRET zu beziehen. Ich sitze gegenwärtig als Strafgefangener in der Justizvollzugsanstalt Lingen ein. Auf ausdrücklichen Antrag kann einem Strafgefangenen der Bezug von Zeitschriften gestattet werden. Neben einer Tageszeitung beziehe ich den „Stern". Anfang Januar 1976 äußerte ich gegenüber der hiesigen Anstaltsleitung den Wunsch, regelmäßig die Zeitschrift KONKRET zu beziehen. Das wurde mit der Begründung abgelehnt, daß im Falle des Bezugs der Zeitschrift die Sicherheit und Ordnung in der Anstalt gefährdet seien. Gegen diese Entscheidung führte ich Beschwerde, die vom Anstaltsleiter mit der Begründung zurückgewiesen wurde, KONKRET sei linksextrem, gefährde wegen seines Inhalts Sicherheit und Ordnung innerhalb der Anstalt und übe deshalb einen negativen Einfluß aus.

Wilfried Kiel, Lingen

Das Stück spielt in Niedersachsen, wo im letzten Jahr eine SPD-geführte Regierung über einen SPD-Professor (Wolf-Dieter Narr) Berufsverbot verhängte. Wohl damit sich die Verfassungsfeinde im öffentlichen Dienst, zum Beispiel im Justizvollzugsdienst, ungestört austoben können. Eine solche Ordnung der Dinge will KONKRET in der Tat gefährden. *Red.*

„Le Monde" heißt nicht „Die Welt"

Zum KONKRET-Interview mit Beate Klarsfeld (3/76)

Zu der Verurteilung des Antifaschisten Serge Klarsfeld, der sich zusammen mit seiner Frau um die Aufdeckung von NS-Verbrechen und die Namhaftmachung von Nazimördern, die noch heute in „Amt und Würden" sind, verdient gemacht hat, fand ich in „Le Monde" folgenden Kommentar:

„Die deutsche Justiz zeigt zwar wenig Eifer, die Verantwortlichen des damaligen Naziregimes vor Gericht erscheinen zu lassen, hat dafür aber eine seltene Eile an den Tag gelegt, den Prozeß gegen den französischen Rechtsanwalt Serge Klarsfeld über die Bühne zu bringen."

Es tut gut, mit KONKRET wenigstens *ein* bundesrepublikanisches Presseorgan in Gesellschaft einer solchen Stimme zu sehen.

Heinz Bossert, Langenfeld

konkret intern

Neue KONKRET-Teilhaberin: Inge Feltrinelli

Hamburg, 4. März – Inge Feltrinelli, Präsidentin des Mailänder Feltrinelli-Verlags und der Buchhandels-Kette Feltrinelli Libra, ist als Gesellschafter in den Verlag der Zeitschrift KONKRET eingetreten. Herausgeber von KONKRET ist und bleibt Hermann L. Gremliza, der die Zeitschrift seit ihrem Wiedererscheinen im Oktober 1974 leitet. Zur Begründung ihrer Beteiligung an KONKRET gab Frau Feltrinelli an, die antidemokratische Entwicklung in der Bundesrepublik, wie sie sich insbesondere in den Berufsverboten zeige, sei inzwischen so weit fortgeschritten, daß Solidarität der demokratischen Kräfte aus den anderen europäischen Ländern notwendig werde. Um die Zeitschrift KONKRET hätten sich, so Frau Feltrinelli, Autoren von großem internationalen Ansehen wie Wolfgang Abendroth, Heinrich Böll, Walter Jens, Günter Wallraff und Martin Walser versammelt, die die Gewähr für Zusammenarbeit mit anderen europäischen Autoren und Verlagen böten. KONKRET solle, wie ihr Mailänder Verlag nach dem Tod des Verlagsgründers Giangiacomo Feltrinelli, „ein Zentrum und Katalysator der Linken werden, und zwar aller Linken – mit Ausnahme terroristischer Strömungen."

Gegenüber dem „Spiegel" präzisierte Inge Feltrinelli ihr Motiv: „Wenn es das Berufsverbot nicht gäbe, hätte ich mich nicht beteiligt. Weil es das aber gibt, haben viele italienische Autoren und Intellektuelle mich zum Mitmachen gedrängt." Wer in einem Land lebt und arbeitet, das die bürgerlichen Freiheiten, die Freiheiten der Meinung, der Berufswahl und der politischen Betätigung trotz einer ebenfalls krisenhaften Entwicklung nicht für ganze Bevölkerungsteile außer Kraft gesetzt hat, in einem Land, dessen Nord-Provinzen von Sozialisten und Kommunisten regiert werden, dessen linke Organisationen sich bei allen Differenzen mit Achtung und einem Mindestmaß an Solidarität begegnen . . ., dem muß der Blick auf die Bundesrepublik im Jahre 1976 wie ein Rückblick ins politische Neandertal erscheinen.

Seit 1970, schon zwei Jahre vor dem mysteriösen Tod des Verlagsgründers Giangiacomo Feltrinelli, leitet Inge Feltrinelli den Mailänder Verlag, um den sich ein Spektrum von Autoren und politischen Kräften versammelt hat, das mit dem von KONKRET fast deckungsgleich ist. Auf ihrer ersten Gesellschafterversammlung haben die neuen Gesellschafter (Gremliza 51, Feltrinelli 49 Prozent) daher den einstimmigen Beschluß gefaßt: „Die Gesellschafter billigen ausdrücklich die politische Konzeption der Zeitschrift, wie sie der Herausgeber, Hermann L. Gremliza, seit dem Wiedererscheinen von KONKRET im Oktober 1974 entwickelt und ausgebaut hat."

☆

In ihrer Ausgabe vom 12. Februar druckte die Moskauer Zeitschrift „Sa Rubeshom" (Auflage: 1 Million) auf Seite 11 einen Beitrag über die Auswirkungen der Entspannungspolitik auf die Bundesrepublik. Autor ist ein

Герман ГРЕМЛИЦА

Für Nichtrussen: Hermann Gremliza

Angelika Mechtel

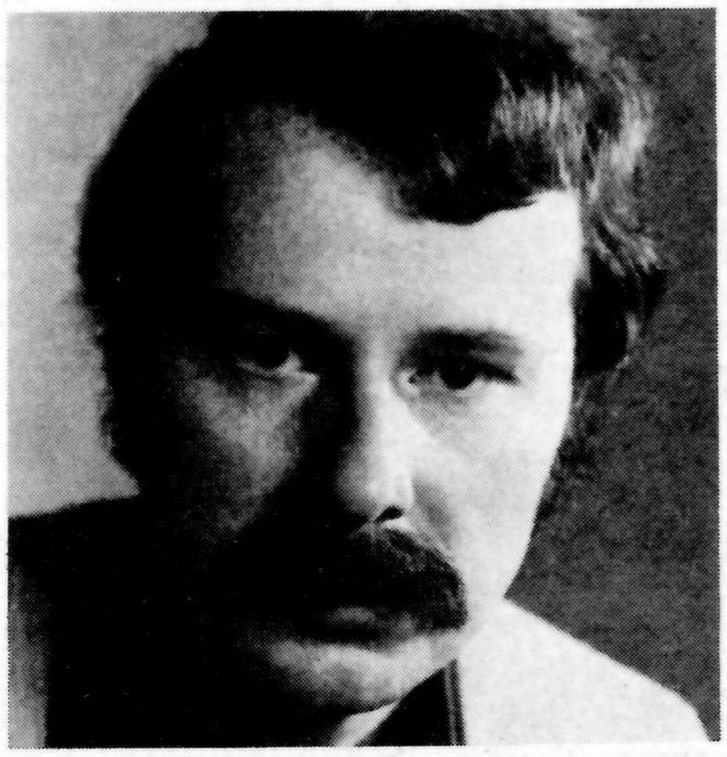
»Unermüdlich im Aufspüren von Krisensituationen und Krankheitssymptomen einer Gesellschaft, mit der sie sich bis zur Besessenheit auseinandersetzt« (Die Welt), hat Angelika Mechtel in ihrem neuen Erzählband wieder ein brisantes Thema aufgegriffen: Knapp, präzise, gekonnt und manchmal hart umreißt sie den Standort von Frauen in verschiedenen Lebenssituationen, die Fragen, die sie sich und anderen stellen.
Schwerpunkt ihrer neuen Erzählungen ist eine sehr subtile »Liebesgeschichte«, der Verlauf einer Partnerbeziehung. Im Mittelpunkt steht eine junge Frau, die sich vom naiven jungen Mädchen über die Euphorie der Protestbewegung Ende der sechziger Jahre zu einem selbstbewußten, mündigen Menschen entwickelt.

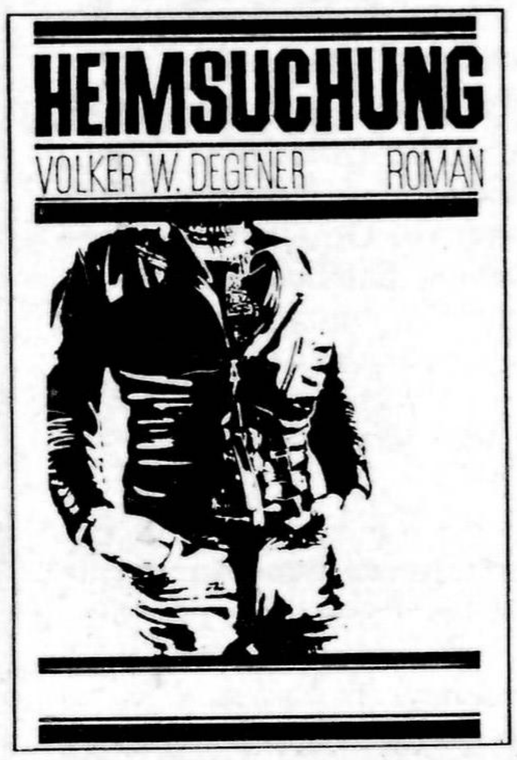
200 Seiten
DM 26.50

Deutsche Verlags-Anstalt
dva

Volker W. Degener

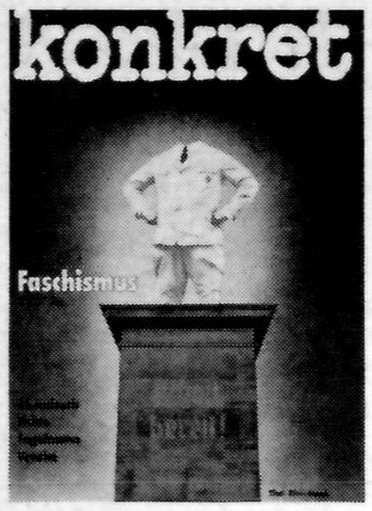
Diesen ungewöhnlichen Roman könnte man mit Recht eine Insider-Story nennen – denn der Autor ist nicht nur Literat, sondern arbeitet seit Jahren mit Jugendgruppen und gefährdeten Jugendlichen.
Er kennt die Menschen, die er beschreibt, die »Randgruppen« der Gesellschaft: Rocker, Obdachlose, Exzentriker, Prostituierte, Zuhälter.
Schauplatz der Handlung ist das Ruhrgebiet – Dortmund, Castrop-Rauxel, Herne, Bochum. Mittelpunkt des Geschehens ist die Rockergruppe Bloody Devils. Ihre Mitglieder heißen Tiger, Jesus, Pranke, Hotte oder Lilo. Sie befindet sich in einem für sie alle entscheidenden Stadium: an der schmalen Grenze zwischen jugendlichem Unfug, Verwahrlosung und Kriminalität.





188 Seiten
DM 24.80

Deutsche Verlags-Anstalt
dva



Inhalt 4

Neuer Konkret Verlag GmbH, Große Reichenstraße 25/27, 2000 Hamburg 11 · Telefon (040) 32 55 22 / 33 56 96 · Herausgeber (verantwortlich für den Inhalt): Hermann L. Gremliza · Verlagsleiter: Manfred Schachtschneider · Jahresabonnement DM 30,– frei Haus incl. Mehrwertsteuer, im Ausland zusätzlich Porto. Abonnement-Bestellungen bitte an: DPV Deutscher Presse Vertrieb, Wendenstraße 27–29, Postfach 10 16 06, 2000 Hamburg 1
Anzeigenleitung: (verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen): Ulrich Alberti.
Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 20 vom 1. 12. 1974 · Bank für Gemeinwirtschaft, Hamburg, Konto-Nr. 11 806 256 · Postscheckkonto Hamburg Konto-Nr. 3840 30-202 · Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen wir keine Haftung · Druck: Druck + Verlag, Frankfurter Straße 168, 3500 Kassel · Satz: Arnholdt-Satz, Falkenried 42, 2000 Hamburg 20
Vertrieb: E. W. Hirsch & Co., Untermainkai 83, 6000 Frankfurt/M.
Titelgestaltung: Klaus Staeck

Seite 12
Um den Mord an mindestens 250 000 Menschen geht es im letzten großen NS-Prozeß vor dem Düsseldorfer Schwurgericht. Den Ablauf der Verhandlung bestimmen die Verteidiger – darunter ehemalige Gesinnungsgenossen der angeklagten Nazi-Schergen aus dem KZ Majdanek. **Rainer Taudien** berichtet:
Der Skandal

Seite 24
„Durchlaucht, es ist angerichtet!" – Durchlaucht kann zufrieden sein. Denn die bayerische Justiz, mit Verbotsverfügungen gegen kritische Literatur nie zimperlich, hat sich selbst übertroffen: Ohne sie überhaupt gelesen zu haben, untersagte Richter Putzo die Veröffentlichung der Butler-Memoiren über den Erbprinzen von Thurn und Taxis. Durchlaucht ließen bitten.
Bernt Engelmann: Blitzsauber mit Professor Putzo

Seite 33
Hubert Fichte hat in New York die Malerin und Schriftstellerin **Lil Picard** besucht. In dem KONKRET-Interview mit der „großen Popmutter" geht es um ihre „großbürgerliche Pubertät" in der Pfalz, um den ersten Sex im Stoppelacker, um die Abtreibungs-Qualen der jungen Frau und um die Onanier-Freuden der fast achtzigjährigen. Aber nicht *nur* darum.
„So frei wie hier kann man nirgendwo untergehen"

Seite 41
Henning Venske beschreibt die Schwierigkeiten, die Alois Punzenschlecker mit dem neuen Liederbuch der Bundeswehr hat, mit Heino, mit den Synkopen bei Reinhard Mey und mit dem Nazi-Singsang des Hans Baumann („. . . woll'n zum Sturme gehen, getreu nach Landsknechtsart").
„Wie oft sind wir geschritten auf schmalem Negerpfad"

Seite 43
Inzwischen gibt es sie auch bei uns: die „Raincoat-Cinemas", die kleinen Kinos mit den Schmuddel-Sex-Filmen, in denen sich so viele Männer auf den hinteren Bänken einen runterholen. **Monika Walther** hat sich einige dieser billigen Streifen angesehen und versucht, die Frustration zu begreifen, die sie verursachen:
Die Lust an der Unlust

Seite 6
Die verlorene Ehre der BRD
von Wolfgang Abendroth
Selten so versagt
von Hermann L. Gremliza

Seite 7
KONKRET-Extrakt

Seite 14
KONKRET-Forum

Seite 15
Alexander von Hoffmann:
Wie Heil ist der Rechtsstaat?

Seite 19
Das Leben Jesu – made in Taiwan

Seite 22
Reinhard Kahl über
Die Schule der Klipp-Nation

Seite 26
Nixon: Rettet Chile!
KONKRET-Serie über die CIA, Teil III

Seite 28
„Anwälte bespitzeln wir (fast) nie"
Max Watts über US-Agenten in der Bundesrepublik

Seite 30
Marianne Herzog:
„Guckst du gut genug für Siemens?"

Seite 32
KONKRET express

Seite 37
Kultur-KONKRET

Seite 39
Dumm wie die Nacht
Der Spätkommentar im deutschen Fernsehen/Der Fall Nowottny

Seite 40
Horst Tomayer über Wim Wenders
Im Lauf der Zeit

Seite 46
Rolf Schneider über
Kubricks „Barry Lyndon"

Seite 47
Karin Reschke:
Ich habe gelesen

Seite 50
Der Verfassungsschützling Radikalauer

Herrmann L. Gremliza

Selten so versagt

Leonid Breschnew, im „Stern" steht's geschrieben, muß sich nach vierzehnjähriger Regierung „eingestehen, daß er ein Versager ist."

Muß? Gar nichts muß er. Denn nach 14 Jahren Breschnew sieht die Welt so schlecht nicht aus:

Südostasien ist den USA entrissen, Vietnam ist befreit, Kambodscha, Laos, Thailand – die Dominosteine fallen oder liegen schon. In Afrika sind aus ehemals portugiesischen Kolonien sozialistische Staaten hervorgegangen, US-Hiwis wie Zaires Mobutu sind isoliert und müssen sich anpassen. Rhodesien kippt, und übrig bleibt allein ein sicherer US-Stützpunkt: Südafrika.

Im Nahen Osten machten die USA Boden gut: Jetzt darf Washington denselben feudalistisch-chauvinistischen Arabern die Munition liefern, die einst auf Moskaus Rechnung ging. Hat Breschnew versagt – oder bloß Geld gespart?

Griechenland und Portugal sind vom Faschismus befreit und daher nicht mehr die idealen Bündnispartner der USA. Spanien schickt sich an, den gleichen – wenn nicht einen schlimmeren (besseren) – Weg zu gehen.

In Frankreich gewann die Volksfront bei den letzten Kantonalwahlen 56 Prozent. Nach Neuwahlen in Italien wird sich die KPI schwer tun, einen Regierungsbeitritt zu vermeiden.

In Südamerika wurde der Kampf um Kuba endgültig gewonnen, der Kampf um Chile verloren. Immerhin mußten die USA ihren Sieg in Santiago mit der Einbuße der letzten Reste einer einst gewinnbringend einzusetzenden Moralität erkaufen.

Breschnew ein Versager? Die Leute in der Wall Street würden sich wünschen, ihre Kennedys und Nixons hätten ähnlich versagt. Jetzt sehen sie – angesichts der in unlösbaren Krisen versumpfenden US-Gesellschaft und der stetig wachsenden Isolierung draußen – nur noch den Ausweg, ihre Ratlosigkeit mit Kraftmeiereien zu überspielen. Gerald Fords Absage an das Wort „Entspannung" war ein deutliches Indiz. Auch wenn er nicht schießen will – er hat den Finger am Abzug und fängt an, gefährlich mit der Waffe herumzufuchteln.

Wer fällt ihm in den Arm? Die sozialdemokratisch regierte Bundesrepublik, der ökonomisch wie politisch kräftigste Bündnispartner der USA? Nicht doch: Zwei Tage nach Fords Ausbruch erklärt der Sprecher einer Bundesregierung, deren größtes Verdienst ihre Entspannungspolitik war, man halte den Begriff Entspannung für zu „schillernd". Und Bundesaußenminister Genscher, der nur nicht so aussieht wie ein PR-Reisender von ITT, schloß sich Ford sofort „voll an".

Wer ist hier ein Versager? Wenn's geknallt hat, steht's nicht mehr im „Stern". Nur noch in den Sternen.

Wolfgang Abendroth

Die verlorene Ehre der Bundesrepublik

Heinrich Böll hat uns die verlorene Ehre einer jungen Frau geschildert, die in der Bundesrepublik Deutschland lebt. Sie hat, um den Sinn ihres Lebens und ihre moralische Ehre zu gewinnen, in diesem Staat ihre „rechtliche Ehre" verloren.

Andere haben es nicht; und sie behalten – wenn man sie an der Einschätzung in der offiziösen Presse dieser Bundesrepublik von der „FAZ" bis zur „FR" messen wollte – beides, nämlich die Manager der großen Oligopole, die „Trinkgelder" in Millionenhöhe zahlen, und die Politiker, die sie – sei es für sich selbst, sei es für ihre Parteien, und ihren Wahlkampf – empfangen. Als über solche Dinge nach dem Lockheed-Skandal und all den anderen Geständnissen von Spitzenbossen, der in den USA ansässigen Riesenkonzerne vor dem Senatsausschuß dieses Führungslandes des internationalen Monopolkapitalismus (Entschuldigung: der „freien" und „sozialen" Marktwirtschaft, wie das in „objektiv wissenschaftlicher" Sprache heißen müßte . . .) zu viel erzählt wurde, haben eine ganze Reihe der Staaten, für deren „Willensbildung" solche „Kleinigkeiten" wie ein paar Millionen „abgezweigte" Dollars ihren „versachlichenden" Beitrag leisten sollten, wenigstens amtliche oder parlamentarische Untersuchungen eingeleitet. Das war zwar, wie uns der „Spiegel" z. B. aus Japan berichtet, gelegentlich eine Farce; in den Niederlanden können wir – obwohl dort der Ehemann der Königin in Verdacht steht, die Hand zu sehr geöffnet zu haben – vielleicht auf mehr hoffen. Aber auch für Japan gilt mindestens eines, daß die Heuchelei wenigstens eine Konzession an die Tugend ist.

Wenn wir unserem verehrten Herrn Bundeskanzler folgen, wird es bei uns dergleichen nicht geben, obwohl im Senatsausschuß des fernen Washington von mehreren Zeugen kein Zweifel daran gelassen wurde, daß auch einige Millionen in dieser Weise an beiden Ufern des Rheins „investiert" worden sind. Die deutschen Konzerne machen das doch auch, wie im Rundfunk Hermann Fredersdorf, der Vorsitzende des Bundes der Steuerbeamten, mitgefühlt hat, nicht anders als die fernen Amerikaner. Sie setzen dann die Schmiergelder, wie sich das gehört, mit Erfog in der steuerlichen Gewinn- und Verlustrechnung ab, wenn sie (falls in der BRD gezahlt) quittiert oder (falls im Ausland „an den Mann gebracht") „glaubhaft gemacht" worden sind. Die „verfassungstreuen" Tageszeitungen berichten natürlich in ihrem politischen Teil über so heikle Dinge nichts; so etwas können nur üble „Verfassungsfeinde" à la „UZ" tun.

Welcher Anlaß sollte auch bestehen – falls man in der Fiktion des Deutschen Reiches bleibt, mit dem ja (frei nach dem Bundesverfassungsgericht) die Bundesrepublik (teil-) „identisch" ist –, an derartigen Kleinigkeiten Anstoß zu nehmen? An Bismarcks Welfenfonds haben vor 100 Jahren auch nur „Staatsfeinde", nämlich die *damaligen* Sozialdemokraten, ernstlich etwas aussetzen wollen.

Im Bundestag dieser Bundesrepublik Deutschland ist keine Fraktion so „utopistisch", ähnliche finstere Absichten zu haben. Der Gedanke, das Grundgesetz und das Prinzip der demokratischen Willensbildung bedürfe keiner Korrektur durch das gelegentlich von Zahlungen solcher Art ermöglichte und beschwingte „Sachverständnis" der höheren Administrateure (und eventuell auch Minister und Mandatsträger), wenn das „Wohl von Staat und Allgemeinheit" florieren soll, ist „offenkundig" ein Argument von „Verfassungsfeinden" vom Stil der DKP oder mancher allzu neugieriger Abgeordneter der SPD oder gar der FDP, die in ihrer Fraktion niemand erst nimmt. Darf man durch solch üble Erörterungen den Bundestagswahlkampf „vergiften"?

Vom Standpunkt des Monopolkapitals (und auch der bewährten Tradition von „Bildung und Besitz") aus gesehen, kann man deshalb der Meinung des Bundeskanzlers nur beipflichten, daß es nicht erforderlich ist, solche Dinge, wie sie in Sachen Lockheed im amerikanischen Senatsausschuß über Zahlungen in die Bundesrepublik erwähnt worden sind, durch eigene Untersuchungsausschüsse aufklären zu wollen, Die Ehre der Bundesrepublik und deren moralisches Ansehen wird nicht dadurch beeinträchtigt, daß sie noch nicht einmal, wie es Japan getan hat, wenigstens so tut, als versuche sie solche Fragen aufzuklären. Nur solche „Verfassungsfeinde" – wie die Marxisten oder sonstige „verrückten extremistisch-demokratische Intellektuelle", wie z. B. in Weimarer Zeiten die Tucholskys und Ossietzkys – haben andere Ehrenmaßstäbe.

Übergriff mit Organen

Oben: Angewanzter Biedenkopf, Telefonpartner

Betrogene Biedenkopf-Gattin

Erinnern Sie sich an den „Übergriff staatlicher Organe", den „Abhörskandal" Kohl–Biedenkopf? Heute will die CDU ihre damaligen Vorwürfe am liebsten ganz vergessen. Warum: Mit Organen hatte das Abhören von Biedenkopfs Telefon schon etwas zu tun, bloß nicht mit „staatlichen". Biedenkopf geht nämlich – wie man unter Katholiken sagt – „fremd". Und fraglich ist nur, wer ihn hat anwanzen lassen: War es etwa die betrogene Gattin? Oder war es etwa der Vater seiner neuen Liaison? Immerhin auch ein Mann mit Interessen: Es ist Fritz Ries, Spezi von Strauß und Schleyer, Geschäftspartner der Strauß-Gattin Marianne, Pegulan-Fabrikant und Schloßherr im österreichischen Pichlarn. Dabei hat Papa Ries wirklich Sorgen genug: Sein – auf arisierten Präservativ-Werken basierendes – Condominium mußte im vergangenen Jahr einen Bilanz-Einbruch von 305 Millionen Mark hinnehmen, weil – so das „Manager Magazin" – „zuviel unter den Teppich gekehrt wurde". Wie bei Kohl und Biedenkopf.

Präser-Vati Ries

Aufputsch-Mittel

Was macht ein Chemie-Gigant, wenn die Kommune, in der er ansässig ist, ihm die Lohnsummensteuer erhöhen will – und sei es nur von 700 auf die durchaus übliche Höhe von 1040 Punkten? Er weiß das zu verhindern. Nicht umsonst kleben Stadtverwaltung und Konzernspitze zusammen wie ihr Doppelname: Bayer-Leverkusen. Dr. Jürgen Schwericke, Direktor der Rechts- und Steuerabteilung bei Bayer und der Einfachheit halber zugleich als CDU-Vertreter im Leverkusener Stadtparlament, bot der Stadtverwaltung an, eine fällige Steuerschuld von 10 Millionen Mark vorfristig zu begleichen, wenn die Lohnsummensteuer dafür nicht um mehr als 100 Punkte angehoben würde. Die SPD wollte erst bei einer Erhöhung um 200 Punkte zustimmen. Aber CDU und FDP haben mit ihrer Mehrheit Bayers Wunsch erfüllt. Das erspart dem Multi allein in diesem Jahr fast 6 Millionen Mark. Der Verlust der Stadt dagegen ist entschieden höher. Denn mit der Annahme der 10 Millionen Steuernachzahlung (die sie später sowieso erhalten hätte), gehen ihr einige Schlüsselzuweisungen des Landes verloren, so daß nur noch 2,5 Millionen übrigbleiben. Ein Bayer-Sprecher kommentiert hämisch: „Die Stadt hätte das Angebot ja ablehnen können." Das Leverkusener Finanzdefizit jedoch muß gedeckt werden. Und wenn nicht von den Bayer-Bossen, dann von den Bayer-Arbeitern: Leverkusens Bürger müssen in diesem Jahr 3,5 Millionen Mark mehr an kommunalen Gebühren zahlen.

Das Jahr der Frau geht weiter

„Gewalt gegen Frauen" war das Motto eines internationalen Tribunals, das vom 4. bis 8. März in Brüssel stattfand. Rund 2000 Frauen (meist Feministinnen) waren in den renommierten „Palais des Congres" gekommen. Männer waren ausgeschlossen.

Daß das Jahr der Frau 1975 ein Schuß in den Ofen gewesen sein muß, wurde schon allein am Anklagenkatalog der Veranstalterinnen deutlich. Wenn auch die gewiefte Brüsseler Journalistenclique sich mokierte und zwischen Butterberg und Lockheed auch dies noch abhaken wollte, ihr wäre vielleicht das Mokante vergangen, hätte sie die Zeugenberichte geschlagener, vergewaltigter und in Gefängnissen gefolterter Frauen gehört. Männer aber waren ausgeschlossen und das auch von den laufenden Pressekonferenzen. Man kann das gut finden oder dumm, verständlich allerdings ist es in einer Atmosphäre, in der Frauen Zeugnis ablegen über Erniedrigungen und Qualen, die ihnen von Männern zugefügt werden: Da ging es von sadistischen Abtreibungspraktiken bis zum Protest der Prostituierten, von dem alten Brauch in afrikanischen Ländern, den Mädchen schon die Klitoris wegzuschneiden, bis zur willkürlichen Amputation von Geschlechtsteilen durch verantwortungslose Ärzte, von Folter und Vergewaltigung bis zu den erschütternden Berichten von Geschlagenen und halb zu Tode gekommenen Ehefrauen.

Was weibliche Gefangene in faschistischen Regimen an Folter zu erdulden haben, übersteigt das Maß an Grausamkeit, das Männer sich für Männer erdenken können. Nicht nur, daß in Chile und im Iran – so die verlesenen Berichte – Kinder vor ihren Müttern gefoltert werden und umgekehrt, daß Hunde und Ratten zu ihrer Qual abgerichtet werden.

Diese Berichte erschüttern, denn sie sind der letzte Ausdruck einer zutiefst pervertierten Gesellschaft, des Faschismus. Aber gewisse Wurzeln dieser Pervertierung sind in sogenannten demokratischen Systemen nicht beseitigt, ja meist nicht einmal in Frage gestellt. Was heißt hier Menschenrecht der Frau, was heißt infolgedessen Gewalt gegen sie? Daß da endlich anders definiert werden muß, als das manche männliche Hirne in diesem System getan haben, zeigen zwei Fälle in Brüssel, der eine „normal", der andere spektakulär.

Eine fünfzigjährige Irin steht auf dem Podium und berichtet zögernd und mit schwankender Stimme, wozu sie sich unter langen Kämpfen bereit erklärt hat. 25 Jahre ist sie verheiratet, sie hat 9 Kinder, Jahre hindurch hat ihr Mann sie geschlagen und mißhandelt, sie hat es verborgen, so gut sie konnte. Der Kinder wegen. Ihre Einsamkeit und Verzweiflung ist sehr groß. Sie hat kein Recht auf Scheidung, sie hat kein Geld und sie hat Angst um die Kinder. Sie versucht mit ihnen zu fliehen, aber man sperrt sie auf halbem Wege ein, sie kommt in ein Asyl. Sie darf nicht heraus, es sei denn, der Mann will sie, sie ist ja sein Eigentum. Der aber will nicht. Er will nur sein Recht. Erst ihre erwachsene Tochter löst sie aus. Lange bedroht sie der Ehemann, bis sie aus Irland nach England gehen kann.

Da ist die Indianerin Yvonne Wanrow, aufgewachsen im Indianerreservoir, früh verheiratet, mit 3 Kindern, der Mann hat sie verlassen, sie lebt

konkret extrakt

allein in einer Gegend der Outcasts, deshalb hat sie eine Waffe. Ein Weißer Mann nähert sich ihrer halbwüchsigen Tochter, er bricht in ihr Haus ein, sie erschießt ihn in Notwehr.

Yvonne Wanrow

Yvonne ist Indianerin und verfolgt schon deshalb, aber sie ist auch Frau und muß sich und ihre Kinder verteidigen. Daß sie eine mutige und kluge Frau ist, nimmt man ihr übel, gegen sie wird ausgesagt, daß sie kühl schien, als sie den Mord anzeigte. Das ist unweiblich und genügt, um sie in erster Instanz zu 20 Jahren Gefängnis zu verurteilen.

Was immer man (frau) am Feministen-Tribunal in Brüssel auszusetzen haben könnte, es hat keinen Zweck, sich hinter dem anvisierten allgemeinen Paradies zu verstecken, bevor alle Probleme der Frau herausgekramt werden können. Sie müssen jetzt auf den Tisch.

Kokelores

Zum letzten Mal wird Heidi Wieczorek-Zeul auf dem Juso-Kongreß Ende März in Dortmund für den Bundesvorsitz ihrer Organisation kandidieren. Als Nachfolger für 77 ist jetzt schon Ottmar Schreiner vorgesehen. Ob der dann allerdings nicht die zarten Versuche einer Annäherung zwischen den beiden Juso-Flügeln (Bundesvorstands- und „Stamokap"-Linie) zerdeppern wird, ist eine ernste Frage. Denn Schreiner hat sich in seiner Vorstands-Zeit im Studentendachverband VDS durch eine geradezu pathologische Kommunisten-Phobie einen Namen gemacht. So erzählt man sich heute noch im VDS, wie er vor etwa drei Jahren einen Schreibtisch an allen vier Ecken samt Unterlagen angekokelt und ein Telefon auseinandergebaut hat, nur um einen kommunistischen Vorstandskollegen zu ärgern.

VDS gestärkt

„Möglicherweise erleben wir die einträchtigste Mitgliederversammlung seit Menschengedenken", meint Uwe Knickrehm vom Vorstand der VDS, der Vereinigten Deutschen Studentenschaften, die 800 000 bundesdeutsche Hochschüler repräsentieren. Ob er recht behält, erweist sich am 30. März in Köln, wenn AStA-Vertreter aus rund 160 Hochschulen einen neuen VDS-Vorstand wählen. Bisher gab es eine große Koalition aus dem DKP-nahen „Spartakus", dem Sozialistischen Hochschulbund (SHB), mit dem die SPD nichts zu tun haben will, den Juso-Hochschulgruppen, linksschillernden „Basisgruppen" (BGs) und dem FDP-nahen Liberalen Hochschulverband (LHV), die sich alle miteinander in der letzten Wahlperiode viel besser vertrugen als befürchtet. Und sie werden weitermachen können, denn die Mehrheitsverhältnisse haben sich an den Hochschulen für die Linken nicht verschlechtert – wie in den letzten Wochen immer wieder herbeigelogen –, sondern verbessert. Vor allem der SHB hat an Stimmen und Studentenparlaments-Sitzen gewonnen und das, obwohl er zahlreiche Wähler an die Juso-Hochschulgruppen verloren hat. Das Ziel der SPD-Baracke, durch starke Unterstützung der Jusos an den Hochschulen den SHB endgültig auszutrocknen, ist mißlungen. Auch der Einfluß des MSB Spartakus steigt trotz Studienreglementierung und trotz Berufsverbot immer noch leicht an. Auch der des LHV. Völlig

Immer auf der Seite der Täter

Dieter Brumm über die Entlassung des Redakteurs Peter Kleinert und die Entlarvung des Verlegers Neven DuMont

Der Verleger ALFRED NEVEN DUMONT kommandiert unter anderem den viertgrößten Zeitungskonzern in der Bundesrepublik, zu dem der „Kölner Stadtanzeiger", der „Express" und ein Drittel der Anteile an der Münchener „Abendzeitung" gehören – Gesamtauflage: 704 279 Exemplare täglich, oder 3,74 Prozent aller bei uns erscheinenden Zeitungen. Sein Flaggschiff, der „Kölner Stadtanzeiger" hat allein im 4. Quartal 1975 318 Anzeigenseiten à DM 14 835,– mehr verkauft, also allein daraus knapp fünf Millionen Mark mehr eingenommen.

Das ist natürlich kein Zufall – es sei denn, man wollte der inserierenden Industrie nachsagen, sie könne ihre eigenen Interessen nicht erkennen. Und um noch etwas nachzuhelfen, hat Alfred Neven DuMont einige medienpolitische Glanzlichter aufgezogen. Letzteres dieser Signale: am 25. Februar kündigte er dem Düsseldorfer KSt-Redakteur Peter Kleinert – wegen seiner Beteiligung an einem Zeitungs- und industriekritischen Film, der am 12. Februar im III. Programm des Westdeutschen Rundfunks gezeigt worden war.

Diese Sendung hatte unter dem Titel „Immer auf der Seite der Opfer" die Berichterstattung über Kriminalfälle analysiert. Dabei ging es unter anderem auch um die Behandlung, beziehungsweise Nicht-Behandlung von Wirtschaftsverbrechen, dargestellt am Fall der PVC-Herstellung durch den Flick-Konzern bei Dynamit-Nobel in Troisdorf.

In dem TV-Film hatte nicht Kleinert, sondern eine mit der Berichterstattung selbst befaßte ehemalige KSt-Redakteurin den Fall geschildert. Zahlreiche andere Zeitungen und Zeitschriften, denen ebenfalls Manipulation und Nachrichtenunterdrückung vorgeworfen wurden, haben bis heute keine Einwände geltend gemacht. Verleger Neven DuMont aber reagierte gleich mehrfach. Erst

ließ er den derzeitigen Chefredakteur des KSt, Hans Schmitz, eine Filmkritik verfassen, in der er „das von ihm (Kleinert) selbst oder von der Redaktion des Fernsehens vorgegebene Ziel" folgendermaßen bestimmte: „Journalisten und Zeitungen zu diffamieren . . . Es galt schließlich zu beweisen, daß nicht auf die freie Presse in der Bundesrepublik, sondern vor allem auf die der DKP Verlaß ist". Das Pamphlet erschien unter einem Pseudonym, nachdem es dem mutigen Chefredakteur nicht gelungen war, eine Redakteurin zur Hergabe ihres Namens zu überreden.

Alsdann kündigte Neven DuMont dem seit elf Jahren als KSt-Redakteur tätigen Peter Kleinert wegen „Störung des Betriebsfriedens"; es fügte sich glücklich, daß sich sowohl der „Beirat" der Redaktion als auch der Betriebsrat in mißverstandener „Solidarität" um den Verleger scharten und der Kündigung zustimmten. Schließlich schrieb Neven noch an den WDR-Intendanten Klaus von Bismarck: „Da dieser Vorfall prinzipieller medienpolitischer Natur ist", werde er ihn dem Verwaltungsrat zuleiten. Er sieht auch gleich „Demokratie und das Mindestmaß menschlicher Beziehungen demontiert" – weil „die privatwirtschaftliche Presse und ihre Verleger verunglimpft" würden. Selbst mit Unwahrheiten sucht er noch den Vorwurf der Nachrichtenmanipulation („abwegig und unglaublich") zu widerlegen: zweimal behauptet er, man habe nicht einmal versucht, eine Stellungnahme der Zeitung oder der be-

abgeschlagen wurden bei den letzten Studenten-Wahlen dagegen die Maoisten. Ihre Bündnispartner, wenn es gegen die VDS-Koalition geht – CDU-Studenten unter den phantasievollsten Tarnbezeichnungen – haben ebenfalls an Stimmen verloren. Unter ihnen konnte allerdings der RCDS (Ring Christlich Demokratischer Studenten) die Wähler auf sich konzentrieren. Er hat nominell Sitze gewonnen. Daß er seinen größten AStA verloren hat, den der Kölner Uni, war nirgends zu lesen.

Interviews zum Sachs-Verkauf:

„Lumpe sind's, Playboys, Ausbeuter"

Gerhard Brand hat ausnahmsweise mal die Betroffenen gefragt – in ihrer fränkischen Mundart

Wegen dem Sax-Verkauf sind scho' viel Leut interviewt worn. Die Sax so alle nacheinander, ihr Fraue', Steuerbeamte und wenns hoch kommt sogar der Betriebsrat. Die Arbeidnehmer, die wo beim Sax schaffe, um die hat sich no niemand gekümmert. No ja, die Große mache' sowieso was se wolle'. In der Presse is der Betriebsrat nit zu Wort komme; die Boutiquen vom Sax ham' Se gezeigt – – wahrscheinli' um die Zuschauer einzuschläfern. Was denke' die Arbeidnehmer so dazu? Hat's im Betrieb Diskussione' gebe'?

Am erste Tag worn die Leut' im Werk natürli' auf neunundsiebzig g'stande: „Lumpe sinds, Playboys, Ausbeuter", ham' Se g'sagt. Der geplante Verkauf hat wie e Bombe eing'schlage – noch schlimmer sogar. Niemand hat davon gewußt, nit der Betriebsrat, a nit die Vorstandschaft und Direktore'. E paar Arbeidnehmer hab'n seit zwei Jahr so ein G'fühl g'habt: Die Sach' stinkt, die schöpfen nur noch ab, was gemacht' werden muß wird nit gemacht. Vor allem in der Produktion is' es heiß hergange'. Was die da alles vom Stapel gelasse' hab'n, wenn so eine Neuigkeit brandneu is'. Sogar die „ Schwarze" hab'n g'sagt da müßte' die Kommuniste' her. E Hitler. Jeder hat g'schent. In andere' Abteilunge' wo nit so viel auf Stückzahl geguckt wird, da is' es ruhiger zugange'. Die Leut' ham' befürcht' sie könnte ihrn Arbeitsplatz verlier'. Wenn's ans Pulver geht, dann wird's kritisch. Jetzt sind wir beim Engländer Gastarbeiter. Dehemm hamse sich a Sorge' gemacht. Aber was soll mer' mach? Mir sind ja regelrecht verhökert word'n. Die Große' mache ja doch was se wolle'. Streik, „was is Streik" hab'n die Türke' g'sagt. Ein Streik bringt ja nix.

Mer ist natürli' nachdenklich worn. Warum sind se raus? Wohin wolle se ihr Geld steck'? Wenn der Betrieb in der Krise wär, dann hätt' mer es noch verstanden, aber im letzte' Jahr hat mer doch 26 Millione' Gewinn gemacht. Der Betriebsratsvorsitzende hat auf der letzte' Betriebsversammlung g'sagt: „eine Kuh die Milch gibt, verkauft man nicht". Jetzt is' jeder wie vor den Kopf g'schlage. Ein Direktor soll sogar g'heult hab, als er es erfahr'n hat. Wenn mer scho' seit über 30 Jahr im Betrieb is', dann is' so was bitter. Es war doch quasi ein Familienbetrieb. Für ältere Arbeider war des nit leicht. Da hat mer nach dem 2. Weltkrieg alles aus Schutt und Asche aufgebaut, es war ja nit viel übriggebliebe'. Jeder sucht halt sein eigene' Vorteil; die zwei sind G'schäftsleut. Wenn andere Arbeidnehmer an dere' ihre Stell' wärn, würde' sie es genauso mach'. Mer lässt sich ja a nit vorschreib' ob mer sei' Häusle verkauf' darf oder nit. Aber die Regierung dürft' halt

Verleger Neven DuMont bei der Miß-Rheinland-Kür

troffenen Redakteure herbeizuführen" – obwohl er am 20. November 1975 schriftlich von der Kulturredaktion des WDR-Fernsehens um einen Termin für ein Interview gebeten worden war und danach noch einmal von Kleinert selbst: er hatte abgelehnt.

Seit 1949 haben Wissenschaftler immer wieder nachgewiesen, daß Vinylchlorid (VC), Hauptbestandteil des Kunststoffs, schwerste gesundheitliche Schäden hervorrufen kann. Dynamit Nobel produzierte gleichwohl und ohne ausreichende Schutzmaßnahmen weiter – „nachweislich sind mindestens drei VC-Arbeiter an einem von dem Gas verursachten Leberkrebs gestorben, mehr als 120 sind teilweise bis voll arbeitsunfähig", heißt es im Kommentar des Films dazu.

Im April 1973 hatten einige VC-Kranke die von ärztlichen Gutachten bestätigten Befunde ihrer Krankheitsgeschichte einem KSt-Redakteur vorgelegt, der daraufhin, um auch die andere Seite zu hören, ein Gespräch mit der Dynamit-Nobel-Betriebsleitung führte. Als er aber, ausgewogen informiert wie er war, darüber berichten wollte, untersagte ihm das der damalige Chefredakteur Kurt Becker. Im Juni veröffentlichte dann die DKP-Betriebszeitung „Dynamit" einen Beitrag über VC-Schäden – der KSt und der „Express" („Eine unheimliche Krankheit grassiert") zogen erst nach, als der „Spiegel" am 10. Dezember 1973 – ohne den Hersteller zu nennen – über die Probleme bei der PVC-Produktion geschrieben hatte. Angeblich aus wirtschaftlichen Gründen kündigte die Firma im vergangenen Jahr schließlich die Einstellung dieses Produkts an.

Alfred Neven DuMont ist nicht nur Verleger, sondern auch Vizepräsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV). Und Peter Kleinert ist nicht nur Redakteur, sondern auch stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Journalisten-Union in der IG Druck und Papier (dju). Ein Zufall? Fest steht jedenfalls, daß Neven DuMont schon mehrfach versucht hat, Kleinert aus der Redaktion des KSt zu vertreiben – bislang ohne Erfolg. Gleichzeitig bemühte er sich um einen liberalen Anstrich und verabschiedete 1971 ein Redaktionsstatut für den KSt, in dem den Lohnabhängigen zwar keine Mitbestimmung in Personalfragen, wohl aber eine „geistige Heimat" (Neven DuMont) geboten wird: „unabhängig von politischen Parteien, von wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Interessengruppen".

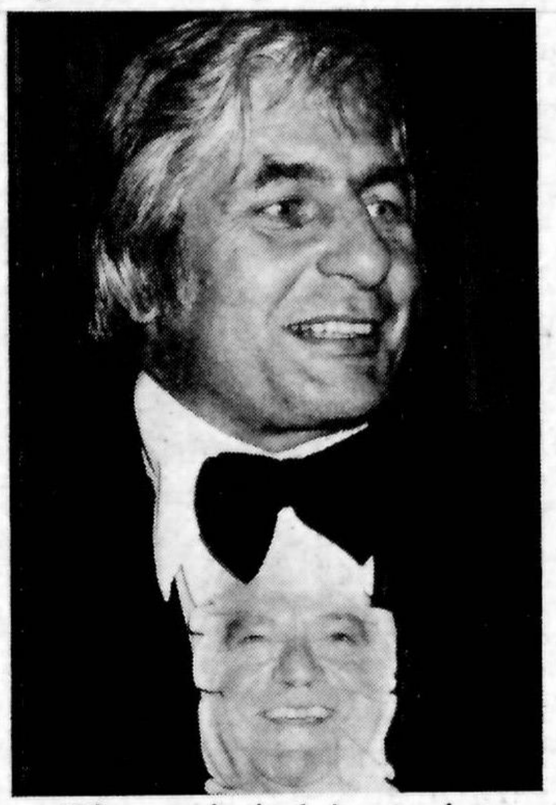
Wie diese „Unabhängigkeit" tatsächlich aussehen soll, machte der Verleger vor einem Jahr deutlich: Gegen die einstimmige Ablehnung des Beirats ernannte er den neuen Chefredakteur und ließ gleichzeitig verkünden, er werde ab sofort „in der Führung der Redaktion mit dem Chefredakteur zusammenwirken". Unverblümter hatte bis dahin noch kein Verleger die Debatten um die „Innere Pressefreiheit" beendet und klar gemacht, wer in den Redaktionen das Sagen hat. Im vergangenen Herbst, auf der Jahrestagung des BDZV in München, konnte man dann von ihm hören, warum das so ist: „Inzwischen hat die wirtschaftliche Rezession und die allgemeine politische Entwicklung der anderen Seite den Wind aus den Segeln genommen" – im Klartext: wer Angst um den Arbeitsplatz oder vor Berufsverboten haben muß, kämpft nicht für Mitbestimmung. Solche Haltung wird belohnt: Man spricht davon, daß Neven bald zum Präsidenten des BDZV aufrücken wird.

Die IG Druck und Papier hat am 8. März in einer Großveranstaltung gegen die Praktiken des Verleger-Funktionärs protestiert („massiver Eingriff in das Grundrecht der Presse-, Rundfunk- und Informationsfreiheit"). Neven DuMonts Zeitungen erwähnen die Kundgebung mit keinem Wort. Seine Presse war mal wieder so frei.

konkret extrakt

nicht zulass' daß es ans Ausland verkauft wird.

Wichtig is vor allem die Arbeitsplatzerhaltung. Wie wird sich der Verkauf auf unsere Arbeitsplätz' auswirken? Hauptsach' is, es Geld bleibt und mer wird nicht entlasse'. Vom rechtliche' her kann mer nix mach, des is ein Leid. Der Betriebsrat hat sich für die Leut' eing'setzt. Aber der is' ja vor vollendete Tatsache' gestellt word'n. Gerecht is' des nit. Aber es is' g'sagt word'n, daß alles beim Alte' bleibt. Die Arbeitsplätz' sind g'sichert. Mir is es ja egal, wo ich mei Geld verdien'. Man kann dazu nix sag, mir sind doch alle Laie. Wichtig ist, daß ich mei' Geld krieg'. Auf der andere' Seite könnts ja auch zum Vorteil sei. Bei dene Neue steckt mehr Kapital dahinter. Solang' die Arbeit g'sichert is, is des positiv. Des ist dene' Brüder ihr Angelegenheit, des geht mich nix an.



Die zwei sind ja zwei verschiedene Charaktere, der eine macht mords Sprüch', der andere is mehr zurückhaltend. Gekümmert hab'n die sich sowieso nicht um die Belegschaft. Die Hauptsach' is, ihr Ding stimmt. Ihr'm Großvater sind de nit nachg'fahrn, ihr'm Vater scho' gar nit. Die war'n ja nit bei ihrem Vater. Des Peterle hat der öfters mitgebracht. Des hat er 'rumgezeigt, da war er stolz drauf. Der Ernst Wilhelm is' öfters einmal durch den Betrieb gange', aber den andern Playboy hat' niemand g'sehn. Der soll die große Aufträg' aus Amerika g'holt hab. Bei Jubilarehrungen sind von dene große Rede' g'schwungen worden: „Es ist mir ein Bedürfnis das Werk meines Vaters fortzusetzen". Mit einem Schlag war's kein Bedürfnis mehr. Die haben fest Geld raus g'holt, nütze die Arbeider aus. Tja mei, was soll mer dazu sag', den Betrieb hat der Arbeider aufgebaut. Die sind nit in Schweinfurth aufgewachse', sondern in der Schweiz. Aber jetzt sind se ja alt genug, damit se wisse' was se zu tun und zu lasse' hab'n.

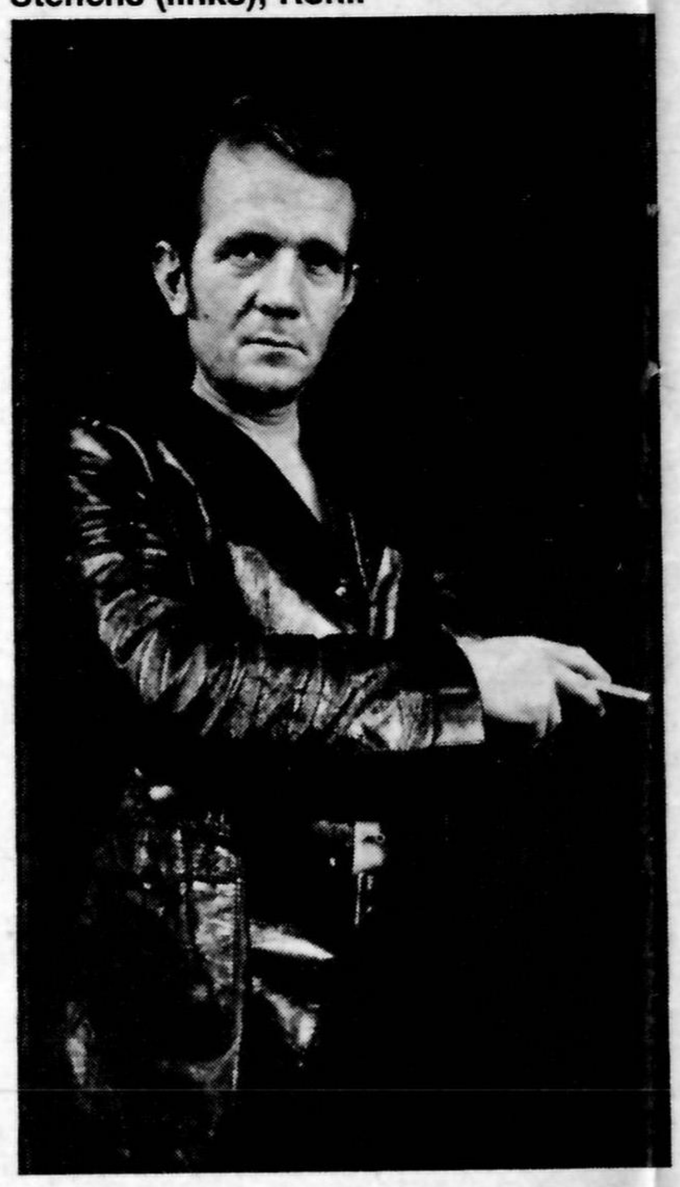
Was hätt' mer dageche mach' könn'? Da hat mer g'sagt, mer sollts zurückkauf', zusammenleg', aber des is ja Utopie. Niemand hätt' was tun könn'. Vielleicht der Staat, die Regierung. Der Staat hat sich ja bei Mercedes oder BMW auch beteiligt. In Kooperation mit andere Firme' wär vom Staat scho' was möglich gewesen. Bayern in erster Linie, wenn die nix mach' könne', dann der Bund. Auf der andere' Seite kann der Staat nix degeche' mach', des is ja Privateigentum. Wenn so was nit gesetzlich geregelt is', da kann der Staat a nix mach. Andere Gesetze? Die eine war'n zu lang drann, die jetzt sind zu schwach. Der Betriebsrat war total wie vom Elefant getrete'. Die war'n beim Sax und hab'n dageche' gesproche'. Vielleicht wär' durch Mitbestimmung was drinn gewes'n. Aber wenn scho' die Direktore' nix davon gewußt hab'n. Die Elenore hat sich für ihr Kinner ei'gesetzt, mit dem Rechtsanwalt. Aber was tut mer für unner Kinner?

Was wird die Zukunft bringe'? Man hat ja g'sehn, wenns wieder aufwärts geht, wern Überstunde' gefahr'n. Bisher hat der Eigentümerwechsel wenig ausgemacht. Was die Zukunft bringt, wie solle' mir des heut' scho' beurteil'. Des weiß kee Mensch. Mit dere Arbeitsplätz' is es halt so eine Sach'. Warum sind die Beschäftigte beim Sax noch immer nit mit dem Verkauf einverstande'? Der Sax war halt' scho immer deutsch, des jetzt ins Ausland, an den Engländer, zu verschachern* is nit richtig. Der alt' Sax däd** sich heut noch im Grab rummdreh'. Ausgerechnet an den Engländer. Aber trotzdem, solang' sich für mich nix ändert, kann mir des wurscht sei'. Ich kann ja nix degeche' unternehm'.

Viele mache' scho' wieder ihr Witzli: Ab sofort heißt des nimmer Brotzeit, sondern Teepause. Es gibt kein Bier mehr, sondern nur noch geplagtes Wasser***. Mir wern jetzt alle in Pfund ausbezahlt' und es heißt nimmer „Grüß Gott" sondern „good morning".

* verkaufen ** würde
*** aufgebrühtes Wasser (Tee)

Angeklagte Konkurs-Verleger Steffens (links), Röhl.



Abrechnung

Die in unserer März-Ausgabe vom 26. 2. 1976 aufgestellte Behauptung, die Anklageschrift der Staatsanwaltschaft werfe Röhl und Steffens vor, neben ihren Gehältern in den Jahren 1970 bis 1972 mehr als 800 000,– DM aus der Firmenkasse entnommen zu haben, wird widerrufen. – konkret

KONKRET dokumentiert die Anklageschrift

Noch einmal:

Die Abrechnung

Staatsanwaltschaft
bei dem Landgericht Hamburg

Hamburg, den 24. 6. 1975

Gesch.-Nr.: 152 Js 2148/74

A n k l a g e s c h r i f t

I.) Der Kaufmann
Klaus-Reiner R ö h l ,
geb. am 1. 12. 1928 in Trockenhütte bei Danzig,
wohnhaft: Hamburg 55, Ferdinands Höh 10
- unbestraft -

II.) Der Kaufmann
Klaus S t e f f e n s ,
geb. am 6. 1. 1931 in Berlin,
wohnhaft: Hamburg 36, Gerhofstraße 40
- unbestraft -

Verteidiger zu I. und II.:
Rechtsanwalt Dr. Peters Bl. 57

werden angeklagt, zu H a m b u r g 1971-1973
durch zwei selbständige jeweils fortgesetzte Handlungen

I) R ö h l und S t e f f e n s
gemeinschaftlich in zwei Fällen als geschäftsführende Gesellschafter einer Handelsgesellschaft, über deren Vermögen das Konkursverfahren eröffnet worden ist, es gegen die Bestimmungen des Handelsgesetzbuches unterlassen zu haben, die Bilanzen des Gesellschaftsvermögens in der vorgeschriebenen Zeit zu ziehen,
indem sie
als Geschäftsführer der Komplementär - GmbH und alleinige Kommanditisten der Kommanditgesellschaft Konkret-Verlag GmbH & Co., Hamburg, über deren Vermögen am 23. 11. 1973 das Konkursverfahren eröffnet worden ist,

- 2 -

1) die Bilanz für das Geschäftsjahr 1970
erst im November 1972 und

2) die Bilanz für das Geschäftsjahr 1971
erst Anfang 1973

erstellten bzw. erstellen ließen,

II. R ö h l und S t e f f e n s jeweils
allein handelnd
als alleinige Gesellschafter einer Handelsgesellschaft, über deren Vermögen das Konkursverfahren eröffnet worden ist, durch Aufwand übermäßige Summen verbraucht zu haben,
indem sie
als Geschäftsführer und alleinige Gesellschafter sowohl der Komplementärin Konkret-Verlag GmbH als auch der Kommanditgesellschaft Konkret-Verlag GmbH & Co. zu hohe, durch die Gewinnerwartungen nicht gerechtfertigte Entnahmen für die private Lebensführung tätigten und zwar nahmen die Kapitalverrechnungs-Konten der Beschuldigten bei der Kommanditgesellschaft folgende Entwicklung:

1) R ö h l

		DM
Stand 1.1.1970	./.	5.076
Entnahmen 1970	./.	220.451
Gewinnanteil 1970		223.473
Stand 1.1.1971	./.	2.054
Entnahmen 1971	./.	164.329
Gewinnanteil 1971		6.626
Stand 1.1.1972	./.	159.757
Entnahme 1972	./.	82.898
Gewinnanteil1972		122.317
Stand 1973	./.	119,838
Entnahme bis Mai 1973	./.	52.500

2) S t e f f e n s

		DM
Stand 1.1.1970		11.560
Entnahme 1970	./.	97.134
Gewinnanteil 1970		96.993
Stand 1.1.1971		11.419
Entnahme 1971	./.	63.812
Gewinnanteil 1971		4.001
Stand 1.1.1972	./.	48.392
Entnahme 1972	./.	77.129
Gewinnanteil 1972		88.671
Stand 1.1.1973	./.	(34.411 ?)
Entnahme bis Mai 1973		43.500.

Beide Beschuldigte waren durch den Steuerbevollmächtigten Münster und den Buchhaltungsleiter Panske laufend darauf hingewiesen worden, daß ihr privater Aufwand zu hoch war.

V e r g e h e n , strafbar gemäß §§ 240 Ziffer 1, 4 KO, 25, 53 StGB

BEWEISMITTEL:

I. Angaben der Beschuldigten
II. Zeugen
1) Konkursverwalter Dr.H.Johlke, Bl. 97 d.A.
2) Steuerberater Jost Münster, Bl. 153 d.A.
3) Hans Panske, Bl. 69 d.A.

Es wird beantragt, das Hauptverfahren zu eröffnen und die Hauptverhandlung vor dem Amtsgericht, Abt. 132 c -Strafrichter -, h i e r stattfinden zu lassen.

Justizangestellter

(Meine)
Staatsanwalt

Von dem Boden an den Hoden an den Nabel, an den Schnabel, an's Gewehr – bitte sehr

In einer vierzehnseitigen Begründung hat das Bundesverwaltungsgericht (I. Wehrdienstsenat) ausgeführt, warum es der Meinung ist, daß sich Bundeswehr-Studenten ruhig die Fressen blutig hauen können. Beim Mensur-Schlagen. Entsprechendes hatten nämlich einem Leutnant in der Hamburger Bundeswehrhochschule dessen Vorgesetzte, zuletzt der Stellvertreter des Generalinspekteurs der Bundeswehr, verboten. Aber der Korporierte berief sich auf's Persönlichkeitsrecht der Selbstverstümmelung und ging bis in die oberste Instanz. Abgesehen von der Tatsache, daß die Kosten für das Verfahren der Steuerzahler zu tragen hat, ist das Urteil zu begrüßen. Zum einen deutet es auf eine friedliche Großwetterlage:

„Das absolute Verbot scharfer Mensuren läßt sich auch nicht mit dem Hinweis auf die in einem Verteidigungsfall auftretende Situation rechtfertigen. Zwar ist zuzugeben, daß es im Spannungs- oder Verteidigungsfall erforderlich sein könnte, die an HSBw studierenden Soldaten sofort anderweitig einzusetzen. Es besteht zur Zeit jedoch kein begründeter Anlaß zu der Annahme, daß die Zahl der durch Mensurverletzungen möglicherweise dann nur bedingt einsatzfähigen Soldaten die Einsatzfähigkeit der Bundeswehr oder auch nur eines militärischen Verbandes beeinträchtigen könnte."

Zum andern freut's einen, daß jetzt endlich auch in den Bundeswehrhochschulen Schluß gemacht wird mit dem verweichlichten Studentenleben. Auch die Richter schwärmen, daß mit einer scharfen, blanken Waffe ohne *„Schutz aller gefährdeten Körperpartien gekämpft wird und daß das Bewußtsein der Möglichkeit einer Verletzung und auch deren Hinnahme zum erzieherischen Zweck der Mensur gehört."*

Und daher *„erweist sich das dem Antragsteller gegenüber zum Zwecke der Gesunderhaltung ausgesprochene allgemeine Verbot, scharfe Mensuren nach den für*

das Corps Irminsul geltenden Regeln zu schlagen, als unverhältnismäßiger Eingriff in dessen Freiheitssphäre."

„. . . zum Sack – zack!"

Dem Senator erzählt

Unter dem Titel „Der Machtkampf" läuft seit Wochen in Franz Burdas „Bunter Illustrierten" eine Wahlkampagne für die CDU. Na und? Na und: Autoren dieser anonymen Werbeserie für Strauß und Kohl sind zwei SPD-Mitglieder: Der Schnulzen-Schreiber Will Tremper und, als Zulieferant, der frühere Ghostwriter von Hans Apel und heutige „Welt"-Redakteur Manfred Geist. Nach den letzten Partei-

Senator Dr. hc. Burda

ausschlüssen von Linken in Niedersachsen und Westberlin wird man mal fragen dürfen, was die Bonner SPD-Zentrale mit Leuten vorhat, die ihrer Partei gegen Honorar Schaden zufügen und zusammen mit dem Strauß-Freund Mühlfenzel (der in der „Bunten" zuweilen auch unter dem Pseudonym „Senator Franz Burda" schreibt) in den Wahlkampf ziehen.

Der Skandal

In Düsseldorf läuft derzeit einer der letzten NS-Prozesse, es geht um beiläufig 250 000fachen Mord. Beschuldigt werden die Zeugen, die Angeklagten laufen frei herum, NS-Sonderrichter verteidigen. Reiner Taudin berichtet:

Vor der 17. Großen Schwurgerichtskammer in Düsseldorf geht es um kaltblütigen, bestialischen Massenmord. Der 300seitigen Anklageschrift zufolge in mindestens 250 000 Fällen. Begangen an Kindern, Frauen und Männern, an Greisen und Kranken, an politisch und religiös Andersdenkenden aus 50 Nationen, an Juden zumeist. Es geht um industrielle Menschenvernichtung, begangen von Hitlers SS in den Jahren von 1942 bis 1944 im damals okkupierten Polen, im Konzentrationslager Majdanek, nördlich und in engster Nachbarschaft Lublins gelegen.

Das KZ Majdanek/Lublin war eine der größten Todesfabriken des NS-Staates, eines der finstersten Kapitel jener Tragödie, die unter der Bezeichnung „Endlösung" in die Geschichte des Völkermordens eingegangen ist.

15 von 1300 beschuldigten Todesmechanikern, 15 von 387 Personen, gegen die die bundesdeutsche Justiz 30 (in Worten: dreißig) Jahre ermittelt, untersucht, untersucht und ermittelt hat, stehen jetzt vor Gericht. Sie gelten als die „letzte Schicht" der Mordfabrik Majdanek, wo in 7 Gaskammern zeitweilig bis zu 18 000 Menschen täglich ermordet und in zwei Krematorien verbrannt wurden, wo man Menschen erhängen, erschießen, in Fäkaliengruben ertränken oder von scharfen Hunden bei lebendigem Leib Zerfleischen ließ.

Ein beklemmender, ein schauriger Prozeß. Aber das nicht nur wegen der hier zur Anklage stehenden ungeheuerlichen Verbrechen, bedrückend ist nicht weniger eine fatale und kaum verhüllte Gesinnungs-Allianz zwischen Angeklagten, obskuren Prozeßbeobachtern und Verteidigern.

Begonnen hatte es am 26. November 1975 wie vor einem NS-Sondergericht. Nicht die Kammer, sondern die 30 Pflichtanwälte der Angeklagten amtierten gewissermaßen als Gericht, und nicht die Beschuldigten, sondern der von der Staatsanwaltschaft bestellte zeitgeschichtliche Sachverständige schien der Angeklagte zu sein. Dem Westberliner Diplom-Politologen und Historiker Dr. Wolfgang Scheffler (46) wurde „angelastet": er habe einen jüdischen Doktorvater gehabt, beruflichen und menschlichen Umgang mit Juden gepflegt, zumindest jedoch mit Menschen, die jüdisch klingende Namen trügen; im übrigen sei er zu jung, um beurteilen zu können, was anno Hitler und Himmler rechtens oder nicht rechtens gewesen sei, wie er überhaupt in bedenklichem Maß unter dem Eindruck „alliierter Siegerpropaganda nach 1945" zu stehen scheine.

Ja, und die Kammer ließ es zu, daß sich der so diffamierte Sachverständige auch noch dafür rechtfertigen mußte, daß er auf Grund seines Geschichtsverständnisses der Sache der angeklagten Massenmörder nun mal nicht dienen könne. Hochnotpeinlich, wie das Gericht den Befangenheitsantrag gegen den Sachverständigen ablehnen zu müssen glaubte: Dr. Schefflers Kontakte mit Juden, so wurde begründet, seien nun mal für seine Arbeit „zwingend notwendig" gewesen: außerdem seien zwei seiner jüdischen Kollegen schon verstorben, zu einem dritten bestünde seit 10 Jahren keine Verbindung mehr, und ein vierter Mann namens Cohn sei überhaupt kein Jude . . .

Die neun Männer und die sechs Frauen hinter den Papptafeln mit den Namen Hackmann, Ryan, Orlowski, Lächert, Mayer, Ellwanger, Villain, Petrick, Süß, Reinartz, Groffmann, Schmidt, Laurich, Böttcher und Strippel, die angeklagten Ex-Kommandaturstabs-Mitglieder also, sie dürfen zufrieden sein mit dem Verlauf der ersten 3 Monate des auf 2 bis 3 Jahre terminierten Prozesses. Denn geht es hier wirklich und allen Ernstes um Sühne für die Ermordung von 250 000 Menschen? Wenn die Angeklagten am Ende des jeweiligen Verhandlungstages nach Hause gehen (bis auf eine Ausnahme sind alle auf freiem Fuß), dann mögen sie nicht zu unrecht lächeln über eine solche Annahme.

In Sachen NS-Verbrechen zeigt die Justiz, wenn sie sich schon zur Anklage entschließt, allemal noch Verständnis für die Damen und Herren Handlanger des braunen Mord-Regimes:

Da wird ein Verhandlungstag vorzeitig beendet, „damit die Frau Süß ihren Zug noch kriegt"; da dürfen die Angeklagten Orlowski und Lächert ungeniert ihr Mittagsschläfchen halten – bis zu dreimal täglich –, ohne daß sie dafür Mahnung und Tadel träfe, stattdessen werden Ruhepäuschen eingelegt; da darf sich die U-Haft-Gefangene Ryan frei im Saal bewegen, Kontakte mit anderen Angeklagten aufnehmen, sich Sachen zustecken lassen; da dürfen die Angeklagten selbst bestimmen, ob die sich zur Anhörung auf den eigens dafür vorgesehenen Einzelplatz setzen möchten oder nicht; da müht sich das Gericht um die Beseitigung „störenden Zwielichtes" und um ständige ärztliche Betreuung der ach so arg gestreßten Angeklagten.

Welchem „gewöhnlichen" Beschuldigten wurde je vor einem bundesdeutschen Gericht so der Hof gemacht.

Symptomatisch für den Grad des Bemühens um die Rechtsfindung in diesem Verfahren sind allein schon die Anhörungen zur Person und Sache.

Hören wir, was das ehemalige Mannequin Alice Minna von Orlowski (73) gefragt wird und zu sagen hat. Ob sie vor ihrer Majdanek-Station und vor ihrer ersten „Tätigkeit" in Ravensbrück schon mal was von KZ's gehört habe? Antwort: „Kein Sterbenswort. Ich wohnte ja doch in einem kleinen Ort mit nur 500 Einwohnern." Ach so, meinte der Richter, und ließ es bei dieser Aussage bewenden. Daß der „kleine Ort", daß der damalige Wohnsitz der Angeklagten – Himmelfort –, nur zwei Kilometer Luftlinie von dem berüchtigten Frauen-KZ Ravensbrück entfernt liegt, das schien dem Kammervorsitzenden entgangen zu sein. Zufall?

Oder: Da wird die Orlowski gebeten, über ihre zehnjährige Strafhaft in Polen zu berichten. Nicht gebeten wird sie dagegen,

Alice Minna von Orlowski: damals nur „die halbe Arbeit geleistet“

doch einmal darüber zu berichten, aus welchen Gründen sie sich an einem Kölner Biertresen vor einigen Jahren so lautstark beklagte, man habe bei der Judenvernichtung nur „die halbe Arbeit geleistet“ (wofür sie übrigens acht Monate Gefängnis bekam).

Hatten die Angeklagten, wie es scheint, noch nie in ihrem Leben so etwas wie ein Unrechtsbewußtsein, hier vor der 17. Schwurgerichtskammer in Düsseldorf werden sie gewiß nicht animiert, Skrupel oder ähnliches zu entwickeln. Wenn der Hauptangeklagte, der Ex-Schutzhaftlagerführer Herrmann „Jonny“ Hackmann, zum Beispiel erklärt, „es gab zu meiner Zeit aus meiner Sicht keine Fälle, daß Häftlinge widerrechtlich getötet wurden“, dann hat es sich für das Gericht. Wenn man das alles so hört, könnte man beinah annehmen, daß die Begriffe Vernichtungslager und Todesfabriken tatsächlich nichts anderes als subversive Propaganda „deutschfeindlicher Elemente“ sind.

Werfen wir deshalb vorsichtshalber einen Blick auf jenen Schauplatz des Grauens, wie ihn Hackmann und die Kompanie 1944 verlassen haben. In Ermangelung von Aussagen vor Gericht – bis dato konnte noch keiner der vorgesehenen 200 Zeugen gehört werden –, sei aus dem Augenzeugenbericht des englischen Journalisten und Historikers Alexander Werth, den er an die britische Rundfunkstation BBC gekabelt hatte, zitiert: „Über dem Gelände hing ein leichter Verwesungsgeruch. Meine Schuhe waren weiß von Menschenasche. Auf dem Steinboden vor den Öfen lagen menschliche Skelette. Hier ein ganzer Brustkorb mit Rippen, dort ein Stück Gehirnschale, da ein Unterkiefer, in dem noch die beiden Backenzähne steckten. Das künstliche Gebiß war verschwunden . . . In einiger Entfernung hatte man ein 20 bis 30 Meter langes Massengrab geöffnet. Darin lagen hunderte von nackten Leichen. Viele wiesen Einschüsse im Hinterkopf auf . . . Ein Kind hielt noch seinen Teddybär im Arm . . .“

Bleibt zu ergänzen: Selbst einen Tag vor der Lagerbefreiung durch sowjetische Truppen wurden noch 800 Gefangene erschossen. Um die MG-Salven zu übertönen, erklang über Außen-Lautsprecher pausenlos Marschmusik.

Rohheit, Mordbefehle, so sagen jetzt die Verteidiger vor Gericht, das seien „einseitige“ Vokabeln, die „Voreingenommenheit“ widerspiegeln; und wer die „Endlösung“ mit „Vernichtung“ gleichsetze, der „dichtet“. Stellt sich die Frage, was wird von Anwälten wie Mundorf, Stolting II und Bock im Majdanek-Prozeß eigentlich verteidigt? Versuchen wir die Antwort auf diese Frage über eine kurze Rückblende auf die Vergangenheit des Starverteidigers dieses Verfahrens herauszuahnen:

Der Mann, der sich hartnäckig weigert, einem Tonbandmitschnitt des Prozesses zuzustimmen, weil die Aufzeichnung „später mal gewissen Historikern für deren Ergüsse dienen“ könnten, dieser Mann war von Juni 1941 bis Oktober 1942 Staatsanwalt an einem NS-Sondergericht in Bromberg im besetzten Polen. Er heißt Hermann Stolting, ist 65 Jahre alt, hatte einst die NSDAP-Mitgliedsnummer 8391417 und den „Tugend“-Vermerk seines vorgesetzten Oberstaatsanwaltes in der Tasche, stets „treu zum nationalsozialistischen Staat“ gestanden zu haben. Stolting war das, was man damals einen „scharfen Hund“ nannte: Schon bei geringfügigen Vergehen setzte es schlimmste Strafen. Zwei Beispiele: Der Pole Josef Filipiak wurde auf Antrag Stoltings hingerichtet, weil er angeblich Wäsche gestohlen hatte. Kronzeuge war ein Kind. Der zweite Fall: Die 14jährige Haustochter Halina Schrayda wurde auf Antrag Stoltings zu fünf Monaten Straflager verurteilt, weil das Mädchen einem englischen Kriegsgefangenen 62,5 Gramm Bonbons zugesteckt hatte.

Ja, was mag dieser Dr. Hermann Stolting im Majdanek-Prozeß verteidigen; dieser ehemalige „Herrenmensch“, der sich von seinem Dienstmädchen Katerzyna Wieczorek auf Knien um Vergebung bitten ließ, weil es ein Weinglas zerbrochen hatte.

Als im Dezember 1975 ein „Kampfbund Deutscher Soldaten“ auf einer Pressekonferenz im Düsseldorfer „Burggrafen“ ankündigte, „wir werden Einfluß nehmen auf die Verteidiger im Majdanek-Prozeß“, da habe ich das nicht geglaubt; jetzt weiß ich, daß es stimmt. Nicht nur, daß Vertreter dieses obskuren „Kampfbundes“ offene Kontakte mit Anwälten pflegen, ungehindert dürfen sie auch Pamphlete im Gerichtssaal verteilen wie dieses: „Wer sich mit KZ-Fragen beschäftigt . . . und behauptet, daß auch nur ein einziger Jude in einem deutschen KZ vergast wurde, ist entweder ein Dummkopf oder ein Verbrecher.“

Betrete ich den Saal Nummer 111, dann packt mich Beklemmung, dann peitscht mein Blutdruck hoch. Ich gehe hin, weil ich sehen will, wie sich die Organe der Rechtspflege anno 1976 mit dem braunen Spuk von gestern auseinandersetzen – oder auch nicht.

Und übrigens: Die Frage, ob nach 30 Jahren nicht endlich ein Schlußstrich unter die Vergangenheit gehöre, die akzeptiere ich nicht. Diesem Staat Bundesrepublik Deutschland, dessen politische Führung sich schon wieder angeschickt hat, politisch Andersdenkende in die Inquisition zu nehmen, diesem Nachfolge-Staat gehört das abschreckende Beispiel seines Vorgängers andauernd vorgehalten . . .

konkret forum

Fragen Vorschläge Angriffe Antworten Rückschläge

KONKRET-Mitarbeiter Stefan Siegert („Die goldenen Eier des Tomi Ungerer" 12/75) schrieb dem Herausgeber einen Beschwerdebrief zum Beitrag von Günter Nenning „Jetzt kommt alles ins Rutschen" (3/76):

Lieber Greml, Günter Nenning ist bestimmt ein lieber Mensch und ein glänzender Satiriker obendrein. Er meint es gut mit der Freiheit, das merkt man gleich. Aber wenn er seine Weltanschauung, in Anlehnung an Sigmund Freud, „sozialdemokratoid" nennt – geht er da nicht zu weit? Ist darin nicht doch wieder der Kern der bürokratischstalinistischorthodoxmoskauhörigen Deformation des Sozialismus enthalten? Ich schlage Günter Nenning vor, seine Weltanschauung künftig passender zu attributieren . . . „polaroid" fände ich zum Beispiel ganz prima! Ansonsten bin ich über KONKRET erstaunt. Ich dachte immer, KONKRET sei es ernst mit der Aktionseinheit von Sozialdemokraten und Kommunisten. Nennings politische Harlekinaden im Stil einschlägiger Kaffeesatzleser und Kreml-Astrologen tun dieser Sache einen Bärendienst. Aber sie ist, angesichts zunehmender Versuche der Reaktion, die Entwicklung nach rechts zu drängen, notwendiger denn je.

Schön' Gruß
Stefan

Lieber Stefan, Deine Partei will Aktionseinheit, Ihr wollt auch zusammen mit Sozialdemokraten Politik machen. KONKRET ist von mir als Zeitschrift wiedergegründet worden, in der es kein Berufsverbot, keinen Radikalenerlaß gibt. Dies kann aber nur funktionieren, wenn es auch umgekehrt keine Alleinvertretungsansprüche gibt. Das schließt Prinzipientreue und scharfe Diskussion nicht aus – und deshalb geht Dein Brief bis zu „polaroid" ganz in Ordnung. Was aber dann kommt, geht nicht: Ihr könnt – wenn Ihr mit Sozialdemokraten zusammenarbeiten wollt, und Günter Nenning ist einer, der dazu bereit scheint – nicht jedem, der eine Euch unangenehme Meinung vertritt, den Mund verbieten. Mit Georg Leber muß keiner . . . aber, um Himmels Willen, mit wem wollt Ihr denn Politik machen, wenn Ihr selbst linke Sozialdemokraten nur handverlesen zulassen wollt? Leider ist Dein Brief da kein Einzelfall, das treiben viele Deiner Genossen so. Wer einmal, wie ich vor Jahren, „Opfer" dieser „Politik" wurde, muß einige Disziplin aufbringen, nicht mit dem Bauch, sondern mit dem Kopf darauf zu reagieren. Auch schön' Gruß

Greml

Die Kehrseite: KONKRET-Mitarbeiter Henryk M. Broder plant, im Verlag der DGB-Jugendzeitschrift „ran" ein Buch über journalistische Selbstzensur unter dem Titel „Die Schere im Kopf" herauszugeben. Verschiedene Journalisten wurden aufgefordert, ihre Erfahrungen darzustellen. Der ebenfalls angesprochene Herausgeber von KONKRET antwortete:

Im Prinzip bin ich ja gern bereit, an so 'nem Buch mitzuarbeiten. Mein Manko ist bloß, daß ich mich nicht selbst zensiere und Krach schlage, wo ich zensiert werde.

Darauf schrieb der „ran"-Chefredakteur Dieter Schmidt:

Lieber Hermann Gremliza, Broder ist für zwei Wochen nicht da. Ich soll daher nur eine Bemerkung übermitteln: Ich sollte fragen, ob Du von orthodoxen DKP-Leuten nicht insofern unter Druck gesetzt wirst, als Du gelegentlich bei der Gestaltung Rücksicht nimmst . . .

Mit freundlichen Grüßen
Dieter Schmidt

Jetzt, da Schmidt und Broder den Brief von Stefan Siegert kennen, werden sie ihren Verdacht natürlich für bestätigt halten. Nicht ganz zu recht:

Lieber Broder, lieber Schmidt, wenn Ihr meine „konkreten Erfahrungen" in Euer Buch aufnehmen wollt – das könnt Ihr gerne haben. Ich fürchte nur, Ihr versprecht Euch nicht das Richtige davon. Daß man als Herausgeber einer von Parteien und Organisationen unabhängigen linken Zeitschrift ständig unter dem Druck aller vorhandenen linken Fraktionen steht, ist so wahr wie banal. Das gilt – wie sollte es anders sein – auch für KONKRET-Autoren, die der DKP nahestehen oder ihr angehören. Dennoch ist, entgegen Eurer Annahme, ihr Druck, dem sowenig nachgegeben wird wie jedem anderen, bei weitem nicht der bedrückendste. Weitaus schlimmer ist die Kampagne anderer, die das Berufsverbot auch auf KONKRET ausgedehnt sehen wollen und die, solange auch nur *ein* kommunistischer Autor pro Heft zu Wort kommt, in der linken Szene rumlaufen und alle möglichen Lügengeschichten verbreiten. Wie dieser Druck aussieht, mit welchen Drohungen, Angeboten und Denunziationen da gearbeitet wird, das kann ich Euch gerne aufschreiben. Wenn Ihr das denn drukken wollt . . .

Mit freundlichen Grüßen
Hermann L. Gremliza

KONKRET-Leser Manfred Gühloff aus Hamburg hat sich die 18 Ausgaben des neuen KONKRET genau angesehen und zu einer General-Kritik ausgeholt. Ein Auszug:

Nehmen wir den letzten Leitartikel von Gremliza.

Man liest diesen Artikel, liest z. B. auch den sehr guten Artikel „Widerstand jetzt!" von Karl-Heinz Hansen (April 75), man spürt eine Wut im Bauch. Man liest so seine dreieinhalb Stunden in KONKRET, spürt die Wut jetzt ganz deutlich und überall, ballt die Faust in der Tasche. Nach 24 Stunden ist der Anfall vorbei. Was ist passiert? KONKRET hat es nicht geschafft und wird es nicht schaffen, die emotionale Wut und die rationale Klarheit über die Zustände in der BRD in politische Aktion umzusetzen. Denn diese Zeitung ist gegen alles. Gegen die Extreme ganz rechts sowieso, gegen die CDU/CSU auch, gegen die Scheißliberalen, gegen die SPD fast immer, gegen die dogmatische DKP, was links davon steht, ist chaotisch, also weg damit. Die Gewerkschaften sind verbürokratisiert und mit der SPD verfilzt, die Jusos kriegen den Mund nicht auf, die linken und ganz linken Zeitungen sind ohne Einfluß. Was bleibt? Resignation. KONKRET bietet keine politische Perspektive, gibt keine Anregungen, wie man den politischen Widerstand organisiert, liefert keine Beispiele für erfolgreiche Aktionen . . . Herr Gremliza ist Meister des Gejammers und der überzeugenden Analyse des Marschs nach rechts. Die Idee des Marschs nach links kommt dem Kopf und Leiter der Zeitung nicht.

Die Diskussion ist eröffnet. Ich werde weiter KONKRET lesen. Die Zeitschrift ist unzureichend, aber notwendig.

KONKRET hatte Udo Lindenberg gefragt, ob auch Linke zu ihm kommen und ihn bitten, ihnen mit seinen Liedern im politischen Kampf zu helfen. Udos Antwort: „Das hat bisher noch nie stattgefunden, daß da Leute gekommen sind und gesagt haben: Du mußt was für uns machen . . . Das wundert mich, daß Leute, die doch interessiert sein müßten, eine breite Bevölkerung anzusprechen, diese Möglichkeit überhaupt nicht sehen." Über diese Sätze hat KONKRET-Autorin Peggy Parnass sich geärgert:

Udo, Liebling, viele finden Deine Arbeit prima. Ich auch. Ich möchte Dich nur ein bißchen mutiger sehen und interessierter an anderem als Deinem Umsatz. Du kannst es Dir leisten. Seit einem Jahr willst Du Texte von mir. Seit dem letzten Sommer haben wir deshalb dauernd miteinander zu tun, kabbeln uns lautstark über Rüstung, Frauen, Freiheitsbegriffe. Über die Pflicht, auf Befehl zu töten und zu sterben. Du findest das richtig. Ich nicht. Weil Du bei jedem deutlichen Satz Angst hast, Deine Teenies zu schocken, das heißt: Popularität = Geld einzubüßen. Trotzdem hast Du Textstücke und allerlei Gedanken von mir in drei Dinger auf Deiner neuen Platte übernommen. Wenn auch reichlich abgemildert. Mit dem Versprechen, künftige Platten mit mir weniger ängstlich zu machen. Freut mich, denn sonst macht's mir auch keinen Spaß. Ich meine nämlich wie Du, daß man mit einer richtig eingesetzten Show 'ne Menge Dinge erreichen kann. Laut KONKRET-Interview wollen wir beide ja nicht irgendwas, sondern das gleiche erreichen. Behaupte bloß nicht wieder, daß Dir bislang niemand Informationen hat zukommen lassen. Damit machst Du mich und andere Freunde sauer. Sieh mal Deine Käufer nicht immer nur mit den Augen des Verkäufers. Nimm sie wirklich ernst.

Deine – wie sagst Du? –
Textinspiratorin
Peggy (Panther) Parnass

Alexander von Hoffmann stellt die Frage, ob sich in der Bundesrepublik ein Faschismus auf leisen Sohlen naht:

Wie Heil ist der Rechts-Staat?

Am Freitag, dem 16. Januar 1976, verabschiedete der Deutsche Bundestag einstimmig das Gesetz, mit dem die Paragraphen 88a und 130a gegen die Propagierung von Gewalt ins Strafgesetzbuch eingefügt wurden. Vorher hatten etliche sozialdemokratische Abgeordnete geradezu leidenschaftlich vor dem Gesetz gewarnt: Es liefere deutschen Richtern eine politische Waffe, im Zweifel gegen links.

Hier soll nun nicht die Rede sein vom Erschrecken über das Verhalten dieser Abgeordneten, die sich ja, als es zur Abstimmung kam, dazu pressen ließen, dem Gesetz dennoch zuzustimmen – zugunsten einer taktischen Demonstration sozialdemokratischer Einigkeit am Tag nach der SPD-Niederlage in Hannover. Das ist zwar, weiß Gott, ein Thema, aber das Gesetz wäre in jedem Falle über uns gekommen, auch ohne die Zustimmung jener Gruppe.

Es soll auch nicht im einzelnen von den sehr realen und umfassenden Möglichkeiten politischer Unterdrückung die Rede sein, die in den neuen Paragraphen angelegt sind. Darüber haben andere, so der SPD-Bundestagsabgeordnete Karl-Heinz Hansen in KONKRET („Gebt diesen Richtern nicht dieses Gesetz"), sachkundig informiert.

Hier sollen vielmehr die Paragraphen 88a und 130a als vorerst neueste Stufen einer in sich einheitlichen Entwicklung betrachtet werden, die mit der Verabschiedung der Notstandsgesetze 1968 begann. Hier soll die Frage nach dem politischen Selbstverständnis der Sozialdemokratie und anderer sich zumindest als liberal einschätzender Gruppen und Institutionen gestellt werden, die diese Entwicklung entweder von Anfang an konsequent gefördert haben – wie mehrheitlich die SPD – oder ihr zu keiner Zeit konsequent und ausdauernd entgegengetreten sind – wie mehrheitlich die FDP, die Gewerkschaften, die bürgerlich-liberale Presse, die Rundfunkanstalten.

Gesetze erlauben die Abschaffung der Freiheit

Hier soll schließlich die Frage gestellt werden, die in dieser Republik von rechts bis allzuweit nach links schlechthin zum Tabu erklärt wurde, und die doch die entscheidende Frage ist: Bereitet diese Entwicklung den Weg zu einem neuen Faschismus?

Es ist zu charakteristisch, daß der 1968 eingeleitete Prozeß fast nie zusammenhängend dargestellt, ja nicht einmal als Einheit begriffen wird. Seine einzelnen Phasen haben zu ihrer Zeit jeweils vorübergehende Kritik wachgerufen, die dann rasch wieder einschlief. Selbst diejenigen, die jetzt die neuen Strafgesetzparagraphen kritisieren, denken dabei kaum an die bereits acht Jahre alten Notstandsgesetze und hätten wohl auch Mühe, sich an deren Inhalt präzise zu erinnern.

Diese Gesetze – mit der Zustimmung zu ihnen erkaufte sich die SPD den Eintritt in die Große Koaltion und damit die lang erstrebte Gelegenheit zum Nachweis ihrer Regierungsfähigkeit – waren der erste und bis heute größte Schritt. Sie legalisierten durch zwölf neue Artikel, fünf Textänderungen und zwei Streichungen im Grundgesetz sowie entsprechende einfache Gesetze und Verordnungen die drastische Einschränkung bürgerlicher Freiheiten und ebenso drastische Ausdehnung autoritärer Machtbefugnisse nicht nur im Falle einer äußeren Krise (Kriegsgefahr, Krieg), sondern auch einer inneren.

Festgestellt wird der Notstand durch einen Ausschuß aus 22 Bundestagsabgeordneten und elf Bundesratsvertretern, der dann gemeinsam mit dem Kabinett beispielsweise Dienstverpflichtungen von Streikenden, Einsatz der Bundeswehr gegen Streikende, sowie umfassende staatliche Überwachungs- und Reglementierungsmaßnahmen verfügen kann.

Erinnern wir uns, wie weit gefächert damals noch die Opposition gegen derartige Teil-Staatsstreiche war. Sie reichte von Professor Helmut Ridder – „Die bisher gefährlichste Bedrohung unserer grundgesetzlichen Verfassungsordnung" – über Rudolf Augstein – „Das System, in Krisenzeiten eine Diktatur der Parlamentsmehrheit zu errichten, ist perfekt" – bis zu Joachim Fest, heute Mitherausgeber der „Frankfurter Allgemeinen" und Hitler-Biograph. Er sprach von dem „Mangel an

Sozialliberale liefern die Parolen

demokratischer Tradition, der dazu führt, daß bei uns das gesetzlich Statthafte gern bis zur äußersten Grenze ausgeschöpft wird. Wer schützt die Freiheit, wenn Gesetze deren Abschaffung erlauben?"

Die Kritik ist längst verhallt, die Gesetze liegen in drohender Bereitschaft. Seither kam, unterbrochen nur von der kurzen Scheinblüte der ersten Kanzlerjahre Willy Brandts, viel dazu, und je mehr es wurde, desto weniger Empörung regte sich. Wir haben seither, um nur einiges zu nennen, Gesetze zur Einschränkung der Rechte von Angeklagten und Verteidigern im Strafprozeß, zur weitgehenden Freiheitseinschränkung im Hochschulbereich, zur Unterdrückung politischer Aktion und Publizistik (88a, 130a). Und wir haben ein Quasi-Gesetz zur Verfolgung politischer Minderheiten (Radikalenerlaß), dessen Anwendung mit wachsender Empörung beobachtet wird – im Ausland.

Die Sozialliberalen waren stets vornweg, schlimmer noch, sie lieferten die Parolen, mit denen die Stimmung für den Marsch nach rechts angeheizt wurde. „Wer den Rechtsstaat zuverlässig schützen will, der muß innerlich auch bereit sein, bis an die Grenzen dessen zu gehen, was vom Rechtsstaat erlaubt und geboten ist" (Helmut Schmidt 1975 nach dem Terroristen-Überfall auf die Stockholmer Botschaft). „Mit dem Schlimmsten rechnen, das Äußerste dagegen unternehmen" (Werner Maihofer 1976 zu den Paragraphen 88a und 130a). Und die Joachim Fests, die vor neun Jahren vor eben diesem Rechtsstaats-Extremismus gewarnt hatten, sind nun, da sie viel entschiedener warnen müßten, gar nicht mehr zu hören.

Aber es sind ja nicht nur die Gesetzesmacher am Werk, sondern auch die deutschen Staatsanwälte und Richter, die Gesetze interpretierend anwenden. Auch mit alten, durchaus liberal konzipierten Paragraphen läßt sich mühelos reaktionäre Justizpolitik treiben, wenn der deutsche Zeitgeist es zuläßt. Dafür ist die Weimarer Republik das klassische Beispiel, und in der Bundesrepublik wird diesem Beispiel immer deutlicher nachgeeifert.

Das erlauchteste westdeutsche Gericht, das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe, hat unter seinem von der SPD mitgewählten CDU-Präsidenten Ernst Benda eine Grundgesetzauslegung entwickelt, die der bis dahin liberalen Tradition des BVG ins Gesicht schlägt (Übrigens: Benda war als Bonner Justiz-Staatssekretär einer der führenden Wegbereiter der Notstandsgesetze). Karlsruhe hob auf Antrag einiger ultrarechter Professoren die gerade erst erreichte Demokratisierung an den Universitäten wieder auf, stieß die Frauen in die Unterdrückung durch den Abtreibungsparagraphen zurück, trat der staatlichen Bürokratie die Entscheidung darüber ab, wer Verfassungsfeind ist.

In seinem Radikalen-Urteil vom vergangenen Jahr brachte das Gericht auch die alte verhängnisvolle deutsche Fiktion wieder zu Ehren, daß es einen gewissermaßen ewigen Staat gebe, von der Verfassung unabhängig und ihr übergeordnet. Der Deutsche Bundestag machte dann diese Staatsphilosophie in dem neuen Strafrechtsparagraphen 88a zum Gesetz: Dort ist die Rede von „Bestrebungen gegen den Bestand oder die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland *oder* gegen Verfassungsgrundsätze". Dieser Paragraph schützt wahrhaftig den Staat vorrangig vor und unabhängig von der Verfassung, würde es also beispielsweise einer bundesrepublikanischen Diktatur, die das Grundgesetz abgeschafft hätte, ermöglichen, völlig legal gegen demokratische Widerständler vorzugehen.

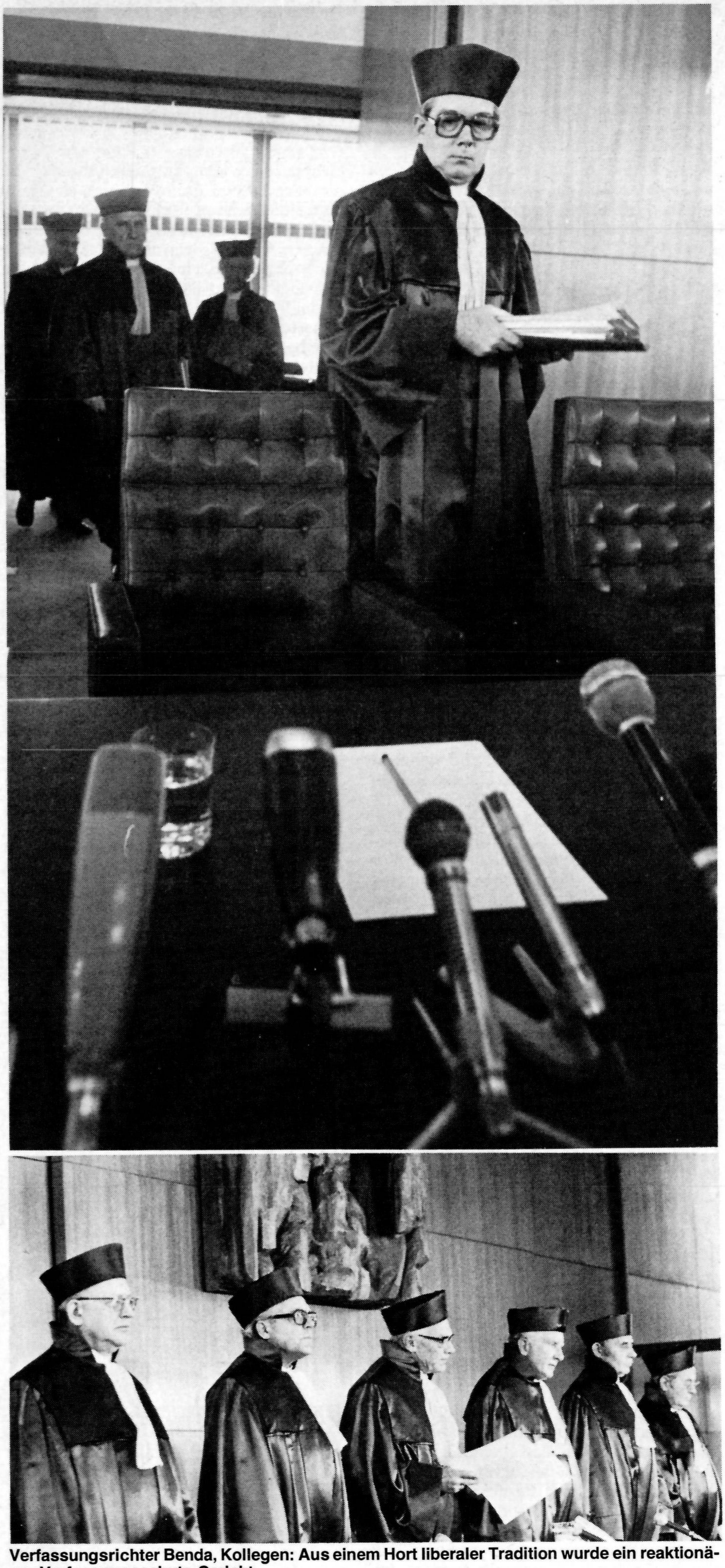
Im Umfeld der Terroristenprozesse haben Bundesanwaltschaft, Strafvollzugsbehörden und Gerichte Verfahrensmethoden entwickelt, die die Garantien des Rechtsstaats weithin zur Farce machen. Solche Methoden lassen sich natürlich durch zweckentsprechende Auslegung und Ausdehnung der gesetzlichen Vorschriften „bis an die Grenzen des Rechtsstaats" irgendwie immer noch gerade decken – und gedeckt werden sie, hundertprozentig, von allen Instanzen.

Niemand sollte sich damit beruhigen, daß ja dieser schlimme Spuk mit den Terroristenprozessen vorüber sein werde. Die Methoden autoritärer Justiz sind damit erfolgreich geprobt, erwiesen ist, daß bundesdeutsche Gerichte ungestraft so verfahren dürfen, die Präzedenz steht nun auch für ganz andere Fälle zur Verfügung. Ferner stehen wieder einmal – auch das ist nun erwiesen – genug deutsche Staatsanwälte und Richter zur Verfügung, die vor solchen Methoden nicht zurückschrecken, wenn deutscher Zeitgeist sie toleriert.

Wir müssen mehr Geheimdienst wagen?

Daß er sie toleriert, dafür sorgt die nun seit Jahren stetige Verständigungskampagne, geführt von CSU wie SPD, vom „Bayernkurier" wie vom „Spiegel". Historiker werden später darüber rätseln, wie es gelingen konnte, eine hochentwickelte Industriegesellschaft mit einer der freiheitlichsten Verfassungen der Welt unter derart dürftigem Vorwand ohne Aufbegehren auf einen derart gefährlichen Kurs zu bringen: Es genügen die kurzlebigen Terroristen-Karrieren einer Handvoll junger Leute und die Existenz von ein paar winzigen, keineswegs terroristischen linken Organisationen. Martin Walser nennt das: Eine Gegenrevolution machen, wo gar keine Revolution stattgefunden hat.

Im Namen des Kampfes gegen den erfundenen inneren Feind sind ohne jeden politischen Widerstand Polizei und Bun-



Verfassungsrichter Benda, Kollegen: Aus einem Hort liberaler Tradition wurde ein reaktionäres Verfassungsschutz-Gericht

desgrenzschutz in den letzten Jahren ständig weiter aufgerüstet worden, und dies entgegen dem allgemeinen Abbau staatlicher Leistungen auf gesellschaftlich hochwichtigen Gebieten wie Bildung, Wohnungsbau, Krankenversorgung. Vor allem aber wurden in dem präparierten Klima von Gegenrevolution Rolle und Status des Geheimdienstes unerhört aufgewertet.

Es ist erst wenig mehr als sechs Jahre her, daß Willy Brandt unter dem Jubel fortschrittlicher Bundesbürger der ersten SPD-geführten Bundesregierung das Motto „Wir müssen mehr Demokratie wagen" mit auf den Weg gab. In dieser kurzen Zeit haben Brandt und seine Nachfolger es fertiggebracht, den Verfassungsschutz zur mächtigen Geheimpolizei avancieren zu lassen, die ständig und massenhaft „Erkenntnisse" über Bürger dieses Landes sammeln und sie einer Art staatlicher Inquisition zur Verfügung stellen darf.

Ab wann darf man's Faschismus nennen?

Geheimdienste sind ihrem Wesen nach antidemokratisch, ihre Existenz bedroht potentiell jede Demokratie, sie müssen folglich mit äußerster Konsequenz auf ein Mindestmaß streng kontrollierter Aktivität beschränkt bleiben. Der westdeutsche Verfassungsschutz aber durfte sich mit höchstem Segen in Bereichen einnisten, in denen durch seine Tätigkeit selbst nun die demokratische Grundordnung gefährdet ist. Und dies geschah fast unwidersprochen, konnte zur bürokratischen Routine, zum Gewohnheitsrecht werden, dessen sich deutsche Staatsgewalten künftig nach Belieben bedienen können.

Neben dem inneren wird auch wieder ein äußerer Feind aufgebaut. Gewiß, der „Ostblock" ist in dieser Rolle hierzulande nie ganz ledig geworden, auch nicht in der Blütezeit der Ost- und Entspannungspolitik. Aber seit etwa einem halben Jahr läuft dennoch etwas Neues in den Reden der Politiker, in den Nachrichtenteilen und Kommentaren der Medien.

Immer öfter wird das Interesse der Sowjetunion an Entspannung bezweifelt oder bestritten, zugleich wächst die Zahl der alarmistischen Berichte über östliche Aufrüstung. Als Gegenstück kann dann vermehrte bundesdeutsche Wehrhaftigkeit propagiert werden, unter Vorantritt des Gewerkschafters und sozialdemokratischen Verteidigungsministers Georg Leber. Dahinein paßt die Zusammenarbeit westdeutscher Militärs mit eindeutig rassistischen Staaten wie Südafrika und Chile sowie die Tatsache, daß sie den verantwortlichen Minister sein Amt in der sozialliberalen Regierung bisher nicht gekostet hat und auch nicht kosten wird.

Was kann nun dieses eher skizzenhafte Gesamtbild einer knapp zehnjährigen Entwicklung lehren? Rechtfertigt es zum Beispiel, über Faschismus nachzudenken?

Der Begriff, ich weiß es, ist in der Bundesrepublik verpönt. Viele scheuen ihn, weil sie ihn in den ersten Sturm- und Drang-Jahren der Neuen Linken allzu leichtfertig abgenutzt haben. Bei der Masse ehemaliger Nazimitläufer weckt er eine unbehagliche Mischung von Kollektivschuld-Gefühlen und heimlicher Sehnsucht

nach harter aber großer Zeit, die besser nicht (noch nicht?) öffentlich werden soll.

Jene, die von der braunen Vergangenheit nicht mehr berührt wurden, wollen von der Möglichkeit eines neuen deutschen Faschismus auch nichts hören, weil es ihnen unbequem wäre, müßten sie sich diese Möglichkeit eingestehen – dann hätten sie ja wohl irgendetwas dagegen zu tun, lästige, gar gefährliche Dinge wie demonstrieren, streiken, sich organisieren.

Kapitalisten und rechte Politiker müssen ohnehin jede Diskussion über das Thema scheuen wie die Pest, weil ihre Vorgänger zu den Wegbereitern, Nutznießern, Mitakteuren des braunen Faschismus gehört haben, und deshalb im Wiederholungsfall der Tatverdacht zuerst und am dringendsten auf sie fiele. Sozialliberale Politiker schließlich *können* sich mit dem Thema gar nicht befassen, weil die Vorstellung, unter sozialdemokratisch-liberaler Regierung könne sich allen Ernstes Faschismus anbahnen, außerhalb ihrer Denkmöglichkeiten liegt.

Faschismus gibt's auch ohne KZ

Also: Ein fast totales Nicht-drüber-reden-wollen. Und häufig mehr: eine schon aktive, ja aggressive Abwehr. Versuchen wir es trotzdem, darüber zu reden.

Es kann mir hier nicht gelingen, alle Theorien über Wesen, Ursachen, Merkmale des Faschismus zu referieren. Wesentlich erscheinen mir folgende, historisch belegbare Tatsachen:

- Faschismus entsteht, wenn demokratischer Prozeß und bürgerliche Freiheiten eine Entwicklung ermöglichen, die Machtpositionen und Privilegien politisch rechter Gruppen (Kapital, Bourgoisie, Justiz, Armee) bedroht oder auch nur nach Meinung dieser Gruppen zu bedrohen scheint.
- Wegbereiter und Träger des Faschismus sind die gesellschaftlichen Gruppen, deren Positionen und Privilegien er schützen soll, aber andere Gruppen leisten meist unbeabsichtigt Unterstützung.
- Faschismus setzt den demokratischen Prozeß und die bürgerlichen Freiheiten in dem Umfang außer Kraft, der den Interessenten geeignet erscheint, die Bedrohung ihrer Machtpositionen und Privilegien zu beseitigen.
- Faschismus bedient sich zur Legitimierung seiner Herrschaft, zum Erreichen des auch für ihn notwendigen Konsensus mit der Mehrheit der Beherrschten, der Propagandafigur des äußeren und inneren Feindes, die es möglich macht, autoritäre Herrschaft als notwendige Kampfvorkehrung zu rechtfertigen.
- Faschismus lenkt den Volkszorn über die Folgen kapitalistischer Krisen auf den inneren Feind.

Dieser kurze Katalog zählt einige grundlegende Merkmale auf, ohne deren Vorhandensein, so meine ich, von Faschismus nicht die Rede sein kann. Umgekehrt halte ich überall dort, wo sie sich finden, Faschismus für nachgewiesen. Das heißt, Faschismus bedarf keineswegs der Hitlerschen Zutaten, etwa einer eigenen Massenorganisation, der KZ, des Rassismus, des Angriffskrieges, des Völkermords. Im chilenischen, griechischen, iberischen, im Vorkriegsfaschismus Italiens und einiger osteuropäischer Staaten fehlen oder fehlten jeweils einige dieser spezifisch deutschen Merkmale, und doch sind oder waren sie zweifelsfrei Faschismen.

Es gehört zu den gefährlichen Kurzsichtigkeiten, Faschismus nur an der in Deutschland unter Hitler aufgetretenen Form zu messen und daraus zu folgern: Solange es keine Massenpartei gibt, die Gewerkschaften nicht zerschlagen, keine KZ

Der Reform-Schock sitzt noch tief

eingerichtet und bevölkert werden, solange keine uniformierten Kolonnen durch die Städte marschieren – solange hat man es nicht mit Faschismus zu tun.

Die Förderer und Nutznießer von Faschismus in den hochentwickelten Industriegesellschaften haben – darauf wird man sich verlassen können – dazugelernt. Sie werden versuchen, ohne die inzwischen allzu auffälligen, allzu verdächtigen Markenzeichen eines kruden Faschismus ans Ziel zu kommen. Den Volkstribun an der Spitze einer „Bewegung" könnten sie leicht entbehren, wenn sich innerhalb und mit Hilfe der vorhandenen parteipolitischen Institutionen Faschismus weniger auffällig durchsetzen ließe. Keine Gewerkschaft brauchte zerschlagen zu werden, wenn entpolitisierte, an das Einheitsprinzip und die Sozialpartnerschaft gefesselte Gewerkschaften sich still verhielten und vielleicht gar durch Säuberung in den eigenen Reihen Hilfe leisteten.

Rundfunk- und Fernsehprogramme ließen sich durch politisch entsprechend besetzte Aufsichtsgremien relativ problemlos gleichschalten. Presseorgane brauchten nicht verboten zu werden, sie könnten durch die subtileren Mittel des Anzeigen- und Informationsentzugs hinreichend eingeschüchtert werden, zusätzlich durch ständige Strafverfolgung oppositioneller Journalisten.

Auch Widerständler lassen sich anders unschädlich machen als dadurch, daß man sie in Lager steckt, foltert, umbringt. Man kann sie beispielsweise zur Arbeitslosigkeit verurteilen, man kann sie etwa wegen „Bestrebungen gegen den Bestand oder die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland" massenweise und legal ins Gefängnis stekken.

Jedem muß überlassen bleiben, aus einem Vergleich des hier aufgestellten Grundkatalogs mit der zuvor gegebenen Darstellung eines bundesdeutschen Entwicklungsprozesses Schlüsse zu ziehen. Ich schließe daraus nicht, die Bundesrepublik sei faschistisch, aber ebensowenig, dieser Prozeß habe mit Faschismus überhaupt nichts zu tun. Dafür zeigt er allzuviele ominöse Ansätze.

In der Tat haben ja die Interessengruppen der politischen Rechten in der Phase der Studenten- und Reformbewegung, der spontanen Streiks, des Erstarkens linker Kräfte in der Sozialdemokratie, der tiefen Wirtschaftskrise ihre Positionen akut bedroht gesehen. Die geschilderten Ansätze fallen fast alle in diese Phase. Und der Schock sitzt offenbar immer noch tief, wie die Äußerung des Vorstandssprechers der Deutschen Bank, Franz Heinrich Ulrich in diesen Tagen vor dem „Harvard-Club Rhein-Ruhr" zeigt: „Die Systemveränderer sind weg vom Fenster. Es ist jetzt eine politische Notwendigkeit, daß die SPD dafür sorgt, daß diese Ratten nicht wieder aus den Löchern kommen." Mit anderen Worten, es ist durchaus das Interesse dieser Gruppen, den demokratischen Prozeß und die bürgerlichen Freiheiten immer weiter und schließlich soweit auszuhöhlen, daß nie wieder auch nur Kritik, geschweige denn offener Angriff gegen ihre Machtpositionen in diesem Staat möglich ist. Und wenn's sich denn machen läßt, ein Verein mit einer Sozialdemokratie, die ihr linkes Bein amputiert hat.

Überdies mögen sich die Umstände schnell wieder ändern. Mit großer Wahrscheinlichkeit werden der gegenwärtig offenbar abklingenden Rezession weitere folgen, die noch länger und verheerender sein können. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird es dann in einigen Nachbarländern – Italien und Frankreich zum Beispiel – Regierungen mit kommunistischer Beteiligung geben, die die Freiheit des privaten Kapitals einschränken.

Euch fehlt das Wort, um, was Ihr wißt, zu sagen

Sollten dann deutsche Rechte zum Faschismus drängen, so fänden sie ein weitgehend vorbereitetes, parlamentarisch legitimiertes Instrumentarium vor, zudem eines, an dem Sozialdemokraten und Liberale führend mitgearbeitet haben. Es könnte der legalste Faschismus werden, den die Welt je gesehen hat, so legal, daß die Mehrheit der Bundesdeutschen sich nicht genötigt fühlen müßte, ihn zur Kenntnis zu nehmen.

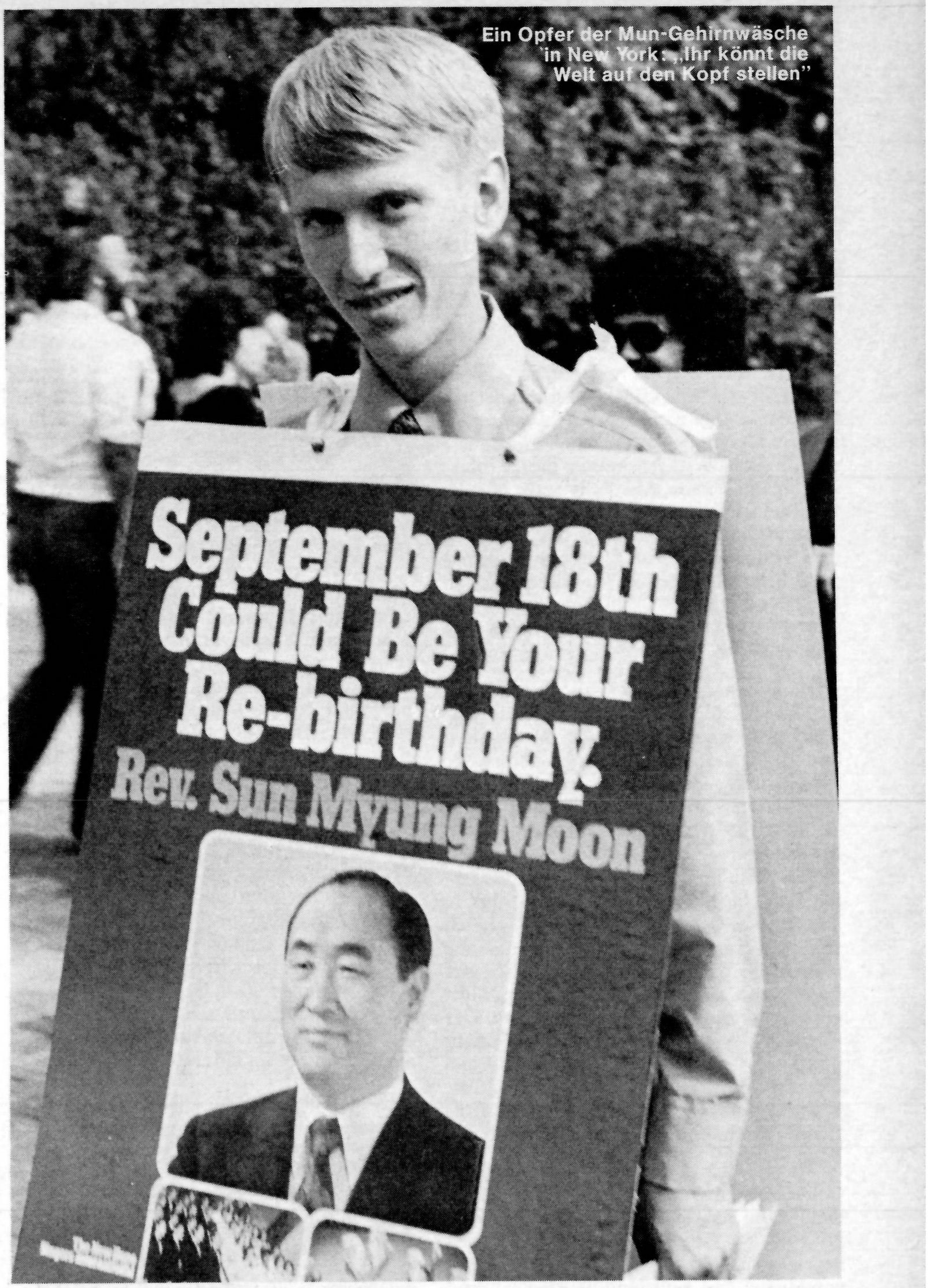
Wie das der Mehrheit der Deutschen vor 40 Jahren angesichts eines durchaus offen agierenden Faschismus ja auch gelungen ist. Damals, 1934, schrieb der deutsche Demokrat Martin Gumpert, Arzt und bald danach Emigrant:

Euch fehlt die Phantasie, was wahr wird, zu ersinnen,
Euch fehlt die Kraft, was wirklich ist, zu glauben,
Euch fehlt der Mut, was klar ist, zu erkennen,
Euch fehlt das Wort, um, was Ihr wißt, zu sagen.

Daß man Euch hinter Stacheldraht sperren wird,
daß man Euch ins Gesicht speien wird,
daß man Eure Bücher verbrennen wird,
daß man Euer Werk verleugnen wird,

daß man Euch außer Landes treiben wird,
während Glocken läuten und Schafe weiden,
während Züge pünktlich einlaufen und abfahren,
während der Bäcker jeden Morgen das Brot bringt,

Ohne daß eine Hand sich erhebt,
ohne daß ein Sturm sich zusammenzieht,
ohne daß eine Stimme aufschreit,
ohne daß eine Träne sich loslöst.



Ein Opfer der Mun-Gehirnwäsche in New York: „Ihr könnt die Welt auf den Kopf stellen"

Unification Church: Leben Jesu made in Taiwan

Was hat das geheimnisvoll wirkende Gin-Seng-Kraut mit Schwarzhemden zu tun? Und warum tanzt das koreanische Folkbalett zu den Klängen der CIA? Und wie bringt man Gott und seine Produkte meistbietend an den Mann?

Am 6. Januar 1920 kam im Norden Koreas San Myung Mun zur Welt. Mit 16 Jahren hatte er eine Erscheinung: Jesus befahl ihm, SEIN Werk fortzuführen.

Muns erste Versuche führten ihn ins Gefängnis – er hatte seine Nächsten etwas außerhalb der Legalität geliebt, prosaischer: wegen Sexualdelikten.

Als 1950 die Amerikaner in den Norden Koreas vorstießen, wurde Mun befreit, und er konnte sein Werk fortsetzen. 1954 gründete er die Unifikation Church, in deren Programm San den Auftrag Christi mit der Erscheinung des Dollars verband: Wer genug gebetet hatte, wurde in „Aufklärungsgruppen zur Besiegung des Kommunismus" zusammengefaßt oder in die Belegschaft einer der schnell gegründeten San-Firmen aufgenommen: In die Leichtwaffen-Produktion der Tongil Industrial Company, in die Titanium Industrial Co, die Ilwha Pharmaceutical Co (die Gin-Seng-Präparate vertreibt), die Il shin Handicraft Co (die Marmorvasen herstellt).

Bald hatte Mun das Leben Jesu zu ungeahnten Höhen weitergeführt – zu einem privaten Vermögen von 15 Millionen US-Dollar, vier Frauen und sieben Kindern. Mit Recht konnte er sagen: „Ich bin größer als Jesus. Die ganze Welt liegt in meiner Hand. Ich muß sie erobern und mir untertan machen."

Export also. Dazu holte Mun sich einen zweiten Mann, Bo Hi Pak, den „Hauptmann Gottes". Bo hatte den südkoreanischen Geheimdienst aufgebaut, war Militärattaché in Washington und knüpfte dort entsprechend enge Verbindungen mit der CIA. Dann wurde er Vorsitzender der „Korean Cultural and Freedom Foundation (KCFF)", einer Nachfolgeorganisation der CIA-Gründung „Committee for a Free Asia", die den Rundfunksender „Radio Free Asia" betreibt. Rechtsberater der KCFF ist Robert Amory, vormals stellvertretender Direktor für Nachrichtenbeschaffung der CIA.

In Japan heuerte Mun den Sasagawi Ryoichi an, der 1931 eine faschistische Massenpartei gegründet hatte. 1939 war Sasagawi nach Rom geflogen und bereitete mit Mussolini den Pakt der Achsenmächte Deutschland–Italien–Japan vor. Von dem Beispiel der europäischen Faschisten beeindruckt, reorganisierte er 1942 seine Partei und steckte die Mitglieder in Schwarzhemden. 1945 wurde seine Karriere durch eine Verurteilung als Kriegsverbrecher für kurze Zeit unterbrochen. Nach seiner baldigen Entlassung begann er mit der Unterwelt Geschäfte zu machen: Glücksspiele, Wetten, Pferde-, Auto-, Motorbootrennen. 1960 führte er die Vereinigungskirche in Japan ein und wurde ihr Vorsitzender. 1963 übernahm er den Vorsitz der „Internationalen Föderation für die Ausmerzung des Kommunismus" (der Kirche angeschlossen), 1966 wurde er Präsident der „Asian Peoples' Anticommunist League" APACL. In größerem Maßstab mit demselben Ziel schuf er darauf 1970 die „World Anticommunist League" (WACL), in der die Kirche maßgeblich vertreten ist, und, wie wir sehen werden, mit Gleichgesinnten zusammentrifft.

Für asiatische Staatsstreiche hat er einen guten Riecher: 1965 half er den Putsch gegen Indonesiens Sukarno, 1970 den Sturz Prinz Sihanuks zu finanzieren. Für General Lon Nol organisierte er Wirtschaftshilfe.

Nebenbei ist Sasagawi noch Präsident der Japan-Philippinen-Gesellschaft, der Japan-Indonesien-Gesellschaft und neuerdings, nach kräftigen Ölinvestitionen, auch der Japan-Oman-Gesellschaft. Fast lächerlich zu erwähnen, daß er auch Vorsitzender im japanischen Motorboot-Sportverband, im japanischen Judoverband, im japanischen Karateverband und der Welt-Karate-Föderation und im Veteranenbund ist. Als Mister Big der japanischen Börse hat er entscheidenden Aktienanteil bei der All Nippon Airways.

Mit dieser Crew entwarf Mun sein Verkaufskonzept: Unter dem Dach der Vereinigungskirche ein Verein für jede politisch-religiöse Marktlücke. Im asiatischen Bereich ist das zunächst die „Föderation zur Ausmerzung des Kommunismus", dann für die Wissenschaftler die „Professors World Peace Akademy", für Sozialfälle die „International Cultural Foundation" und für Abergläubige das „Unification Thought Institute". Religiös-wissenschaftliche Konferenzen (in Tokio, London und New York) mit Teilnahme einiger gutdotierter Nobelpreisträger rundeten das Programm ab.

Muns Ware ist der klassische Made-in-Taiwan-Pofel: Stalin ist die „Welt des Satans, im Gegensatz zur Welt der Freiheit und Herrschaft des Guten, die der zweite Messias unter Gott errichten wird". In diesem letzten Kampf ist der Kommunismus Kain und der Westen Abel. Im New Yorker Madison Square Garden rief Mun seinen 20 000 Gläubigen zu: „Bisher konnte Gott nur Guerilla-Kämpfe gegen Satan führen, keinen totalen Krieg. Gott hat sich jedoch auf einen großen Tag vorbereitet, auf einen himmlischen Tag X, ähnlich dem Tag der Landung in der Normandie, an dem Gott eine Generaloffensive beginnen kann. Der Tag X ist der Tag der Wiederkunft Christi; und dieser Tag ist nun gekommen. Diesmal bietet sich die große Chance in Amerika. Wenn Amerikas Christen den Willen Gottes erkennen, können wir die Welt auf den Kopf stellen."

Dazu braucht man natürlich reichlich Geld. Und das hat man. Allein die Werbung für den New Yorker Reichsparteitag ließ man sich 350 000 Dollar kosten. Zum anschließenden Empfang wurden tausend Prominente in den Grand Ballroom des Waldorf Astoria gebeten. Auch eine Großkampagne für Richard Nixon („Es ist eure Pflicht, Richard Nixon zu lieben. Gott hat ihn auserwählt, Präsident der USA zu sein") paßt leicht in den Werbe-Etat des Unternehmens.

Das Geld stammt angeblich aus dem Verkauf von Bildchen, Kerzen und Erdnüssen. Doch als in England die Bücher der Kirche konfisziert wurden, war für einen Zeitraum von 6 Wochen ein Sammel- und Verkaufsergebnis von 6000 Pfund ausgewiesen, wovon 12 000 Pfund nach Korea überwiesen worden waren.

Im Ernst: Die Kirche sahnt ab, wo's was abzusahnen gibt. Sie vertreibt Muns Potenz-Wurzel Gin Seng und seinen Marmor-Kitsch, sie besitzt Häuser und Landgüter, Kerzenfabriken und Druckereien. Und sie macht sich im Show-Business breit. Ihre koreanische Jugendtanztruppe „Little Angels" stieß schon ins deutsche Fernsehen vor, die Blaskapelle „New Hope Orchestra", die Gesangsgruppe „New Hope Singers International", die „New Life Show" und das „Koreanische Volksballett" tingeln durch die Welt.

Daß in diesen Zentren mit den modernsten Mitteln von Indoktrination, Psychoterror und Gehirnwäsche gearbeitet wird, läßt sich aus den Aussagen von Abtrünnigen unschwer nachvollziehen. Mit freundlichem Lächeln wird man auf der Straße von einem jungen, höflichen Missionar unverbindlich angesprochen; z.B. nur „Do you speak english?", dann entwickelt sich ein offenes Gespräch und schon ist man für einen Abend im Kreis der Vereinigungsfamilie eingeladen. Labile und Nichtsahnende werden daraufhin einem Aufenthalt in einem der nahegelegenen Trainingszentren nicht abgeneigt gegenüberstehen. Manche kommen dann sogar zu einem sechswöchigen „International Leadership Seminar" nach USA. Spätestens dann ist man jedoch eine andere Person.

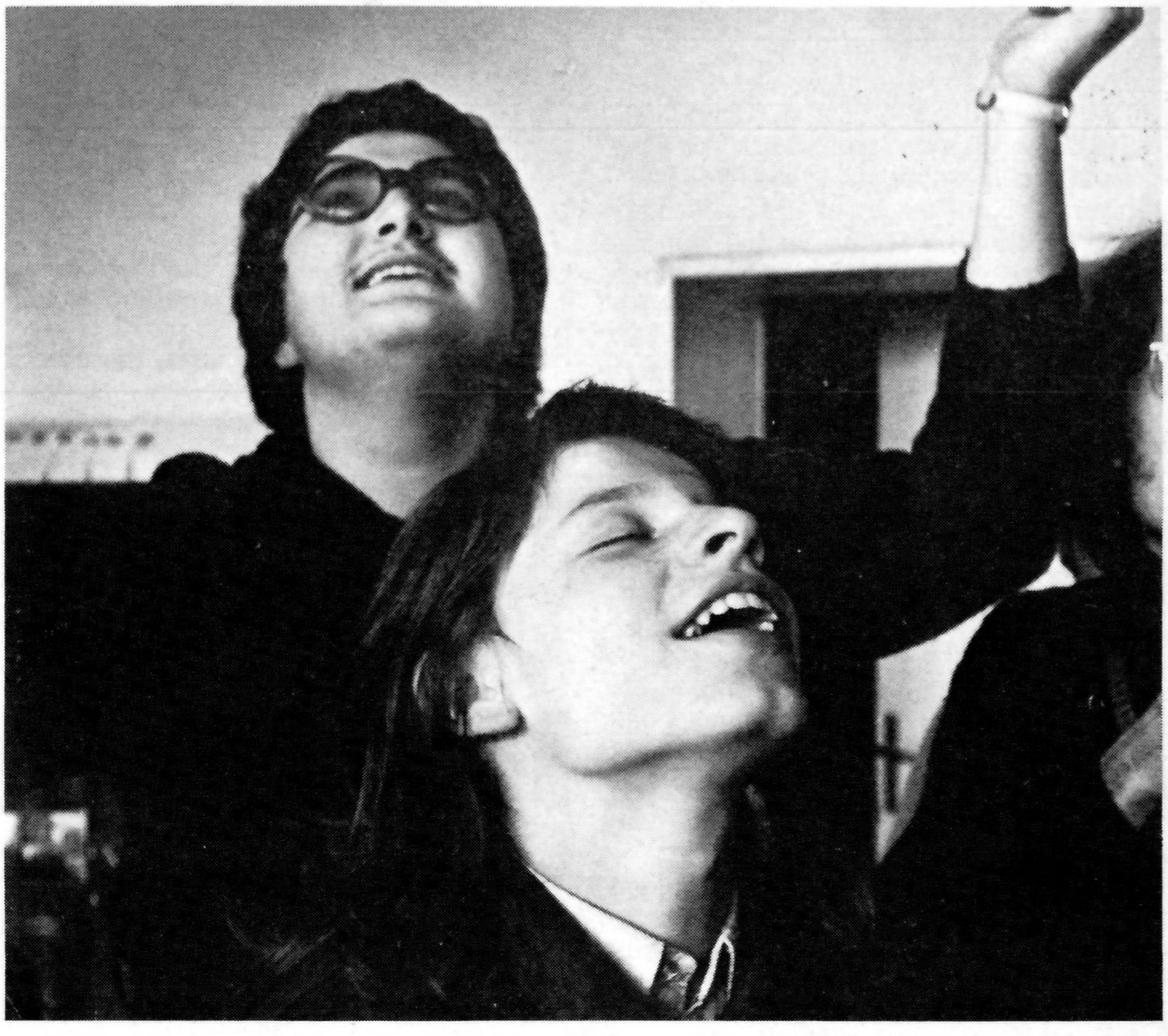
Manche meldeten sich nach langer Zeit von einer Missionsstation in Afrika wieder. Eltern und Bekannte nahmen an Opfern eine totale Wesensveränderung wahr, jegliche Kommunikation war unmöglich geworden. Der englische Labour-Abgeordnete Paul Rose legte in einer Parlamentsanfrage den Brief eines Betroffenen vor, in dem es heißt: „Der Sechs-Wochen-Kurs in Amerika ist eine bösartige Ausübung von totaler Indoktrination. Ziel dabei ist, das Opfer in eine geistige Verfassung zu bringen, in der es nur noch blind den Befehlen der Organisation folgen kann . . . Die Mitgliedschaft ist total, und in den meisten Fällen wird das gesamte Eigentum überschrieben." Als es einem Vater gelang, seine Tochter von der Kirche loszubekommen, blieb sie lange Zeit in einem dauernden Schockzustand und schluchzte die ganze Zeit. Sie hatte ein nervöses Zucken im Gesicht und litt unter einer Ohrenentzündung. Sie sah aus wie ein Geist. Bei anderen Mädchen blieb lange Zeit die Menstruation aus, andere hatten reale Angst vor dem Teufel. Kursteilnehmer hatten zu unterschreiben, daß „dem Schüler das Verlassen des Grundstücks während der Freizeit oder ohne ausdrückliche Genehmigung verboten ist". In einem anderen Bericht heißt es, die Schüler seien in „Stacheldraht und Gattern eingeschlossen, von der Welt isoliert, ohne die Möglichkeit fortzukommen, von 6 Uhr früh bis Mitternacht bestürmt, Muns Lehre zu akzeptieren". Nach altbewährter Gehirnwäschetechnik werden die Mitglieder systematisch um den Schlaf gebracht. Vier Stunden oder weniger dürfen sie schlafen.

Neben den illegalen Sammelpraktiken, dem Finanzmirakel und der psychologischen Vergewaltigung von Mitgliedern geht die „graue Zone" der halblegalen und kriminellen Kirchenaktivitäten auch auf anderen Gebieten ins Bedrohliche: 1969 wurde bekannt, daß die Kirche 2500 leichte Gewehre aus Muns Waffenfabrik an die japanischen Glaubenskämpfer geliefert hatte.

Den großen Sprung versucht die Kirche in Deutschland erst in jüngster Zeit, sie besteht jedoch schon seit Anfang der sechziger Jahre. 1960 versuchte ein südkoreanischer Militär in seiner Miteigenschaft als Missionar einen in Deutschland lebenden koreanischen Pfarrer zur Verbreitung des Vereinigungsglaubens zu gewinnen.

Der jetzige Führer, der Kaufmann „Reverend" Paul Werner, kam in den USA mit der Kirche in Kontakt. In Seoul war er bei Meister Mun persönlich. Bei der New Yorker Großkundgebung durfte er mit auf dem Podium sitzen. Vorher hatte er auf einer Kundgebung in Wallstreet für das Bekehrungsfest geworben. Nach Aussagen von Insidern hatte Mun speziell für Deutschland Großes im Sinn. Es sollte der Angel-

Sensibilitäts-Training: Transzendentaler Konsum-Pofel



Werbeheft des Mun-Konzerns: Mit Gin-Seng gegen die Bolschewisten

punkt für die europäische Mission werden. 1972 kam er aus diesem Anlaß nach Deutschland, streute ein paar heilige Stätten mit Weihsalz ein und hoffte auf Wachstum und Gedeih. Daß dies Werner bislang nicht so recht gelang, soll ihm schon manche Mun-Schelte eingebracht haben.

Da die Kirche in England mit falschen Aussagen für die Gin-Seng-Heilprodukte geworben hatte – angeblich krebsheilend –, wurde sie vom Verbraucherschutz zur Zurücknahme ihrer Anzeigen gezwungen. In Deutschland haben die Geschäftsvereiniger daraus gelernt: Sie haben den Gin-Seng-Verkauf von der Agitation getrennt. Jedoch: In Frankfurt wird in einem eigenen Laden seit kurzem auch die koreanische Wunderwurzel verkauft. Herstellerfirma ist die Il wha Co. Und wer ist der Alleinimporteur? Firma Paul Werner und Winkler, die zufällig auch eine Offsetdruckerei in Walldorf betreibt, bei der sämtliche Vereinigungsschriften gedruckt werden. Im Gin-Seng-Laden bestreitet man natürlich jeden Zusammenhang.

Ebenso aufschlußreich wie die in der WACL vertretenen Organisationen sind Namen und Funktionen einiger Persönlichkeiten. Der Chef der nationalchinesischen Sektion ist Tsching Tschin-Kuo, der Sohn Tschiang Kai-Tscheks. Der Vertreter Südkoreas heißt Admiral Son Won Yil. In seiner Eigenschaft als Verteidigungsminister Koreas vor 1950 organisierte er mit bestialischer Brutalität durchgeführte Hexenjagden auf Kommunisten. Als er dabei gleich eine ganze Stadt dem Erdboden gleichmachte, wurde er nach internen Querelen amtsenthoben und ging dann – als erster südkoreanischer Botschafter in die BRD!

Man fragt sich natürlich, welche Personen in diesem Schauerkabinett die deutschen Rechte zu vertreten berufen sind. Für die Londoner WACL-Konferenz 1970 wurden der CDU-MdB Franz Lorenz von Thadden und von der CSU Dr. Herbert Ettengruber eingeladen, doch folgten sie der Parteilinie und blieben zu Hause. Ein anderer aber kam, und man versteht, warum: der offizielle deutsche WACL-Repräsentant Prof. Dr. Theodor Oberländer. 1933 wesentlich am Aufbau des aggressiven „Bundes Deutscher Osten" beteiligt, wird er zehn Jahre später auf persönlichen Wunsch von Rudolf Heß, („Stellvertreter des Führers") mit der Reichsleitung des BDO beauftragt. Auch nach '45 blieb er in der Branche. Er gründete den „Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten", BHE, wird Landtagsabgeordneter und Staatssekretär für Flüchtlingswesen in Bayern und macht seine Sache so gut, daß ihn Adenauer 1953 zum Bundesvertriebenenminister ernennt. Sieben Jahre bleibt er auf diesem Posten, tritt auch 1956 der CDU bei, verläßt sie aber wieder 1965. In jüngster Zeit hat er sich als Gründungsmitglied der „Gesellschaft für freie Publizistik e.V." (gemeinnützig) hervorgetan. In ihr sind die wichtigsten rechten Verlage zusammengefaßt. Darin hat er Kontakt u.a. mit Karl Mages, Gaukulturwart der NSDAP Saarpfalz, später Chef vom Dienst der „Deutschen National- und Soldaten-Zeitung", mit ihrem Herausgeber Gerhard Frey, mit Kurt Ziesel von der „Deutschlandstiftung", „Bayern-Kurier"-Redakteur Emil Franzel usw. Auf die Jahrestagung der Gesellschaft kam auch der Initiator der Aktion Widerstand, Alfred Manke, und der unermüdliche Professor Berthold Rubin.

Neben Oberländer waren auf deutscher Seite noch Heinz A. Dechant von der „Deutschen Politischen Gesellschaft", Alfred Gielen von einem „International Commitee for Information and Social Activity", Friedrich Röder vom „Bund der Freiheit" und je ein Vertreter von baltischen, estländischen, ungarischen und rumänischen Exilorganisationen und vier Delegierte des antibolschewistischen Blocks der Nationen. Wen wundert es da noch, daß mitten unter dieser finsteren deutschen Equipe auch Paul Werner ist, der deutsche Präsident der Vereinigungskirche?

1972 wurde das bislang jüngste Kind der Vereinigungsfamilie aus der Taufe gehoben: die „International One World Crusade" IOWC, deren Kämpfer sich auch „Infanterie des Lichtes Gottes" nennen und die von allen Gruppierungen den politischen Aspekt am deutlichsten hervorhebt. So demonstrieren sie in der Wallstreet mit einigen tausend Kämpfern gegen den Niedergang der westlichen Welt, und sie forderten auf Informationsständen in England Kopf-ab-Strafen für Verbrecher, die sich an dem „heiligen" Leben der Polizisten vergangen haben. 1974 traten die streitbaren Gotteskrieger mit ihren zwei mobilen Teams in 50 europäischen Großstädten auf. Zur Zeit ist die gesamte Europatruppe in Deutschland. Angeblich hat die Kirche Zentren in 130 Ländern und einige Millionen Mitglieder. In Europa unterhält sie Filialen in: Belgien, Dänemark, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Griechenland, Holland, Island, Irland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Portugal, Spanien, Schweden und der Schweiz.

Vor der jetzt anlaufenden Flächenmissionierung versuchte man in gezielten Einzelkontakten und mit verdeckten Karten Leute zu gewinnen. Im Sommersemester '75 wurden erste Kontakte auf dem Frankfurter Kampus geknüpft. Ein Betroffener berichtet: „Leute sprachen einzelne Studenten an, scheinbar auf Kommunikationssuche; anschließend erfolgte die Einladung zu einer Tasse Tee. Ein Missionar erzählte mir, daß seine Organisation sich künftig besonders auf die Unis konzentrieren wolle, um die geistige Elite der Nation für sich zu gewinnen. Ein massiver Antikommunismus kam in diesem Gespräch damals noch nicht zum Ausdruck. Kommunismus und Sozialismus wurden in wenigen Sätzen als Fehlentwicklung abgetan. Mir wurden Schulungskurse in den USA und eine Karriere in der Organisation angeboten. Als ich Anstalten machte, mich zu verdrücken, forderte mich mein Gesprächspartner auf, ein vorgedrucktes Papier mit Name, Adresse, Hobbys und vor allem Unterschrift zu versehen, nur so, und damit er mir Informationsmaterial zuschicken könne. Auf dem Formular prangte allerdings die Überschrift ‚Förderndes Mitglied'."

Frühjahr '76

Heribert Kohl

Freizeitpolitik

Ziele und Zielgruppen verbesserter Freizeitbedingungen
204 Seiten, kart. 18,-DM

Was Freizeitpolitik für die Verbesserung der Lebenssituation in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen zu leisten hat, bleibt noch eine völlig unzulänglich beantwortete Frage. In dieser Untersuchung wird von dem Verfasser deutlich herausgearbeitet, daß die politisch gesetzten Rahmenbedingungen geändert werden müssen: Soll Freizeit mehr sein als nur arbeitsfreie Zeit oder umsatzbringende Konsumzeit?

Gudrun Lemân

Das jugoslawische Modell

Wege zur Demokratisierung der Wirtschaft
244 Seiten, kart. 22,-DM

Entwicklungen und Fehlentwicklungen des jugoslawischen Systems der Arbeiterselbstverwaltung sind Gegenstand dieser Untersuchung, die neueste Tendenzen berücksichtigt. Im Mittelpunkt der Arbeit steht die auch für die Bundesrepublik relevante Fragestellung nach den Bedingungen und Möglichkeiten von Mitbestimmung in Betrieb und Wirtschaft. Die Schwierigkeiten, die in Jugoslawien bei der Verwirklichung der Selbstverwaltung festzustellen sind, werden von Gudrun Lemân als beispielhaft gedeutet für die Realisierung von Mitbestimmung überhaupt.

Christa Rauskolb

Lobby in Weiß

Struktur und Politik der Ärzteverbände
Ca. 336 Seiten, kart. ca. 18,-DM

Ziel der vorliegenden Arbeit ist, aus einer Analyse der freiberuflichen Ärzteschaft und ihren kollektiven Ansprüchen, die sie durch Ihre Organisationen und Verbände gegenüber dem politischen System erheben, die Funktion ärztlicher Leistungen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu bestimmen. Leitmotiv ist dabei die Grundthese eines klassischen Konflikts zwischen individuellen ärztlichen Besitzstandserwartungen und gesellschaftlichen Anforderungen an das Gesundheitssystem.

Albert Soboul

Die Große Französische Revolution

Verbilligte Sonderausgabe in einem Band. Herausgegeben und übersetzt von Joachim Heilmann und Dietfrid Krause-Vilmar.
608 Seiten, kart. 29,80 DM

Die Sozialgeschichte der Französischen Revolution von 1789 ist bis heute weitgehend ungeschrieben geblieben. Albert Sobouls Darstellung der Revolution versucht, diese Lücke zu schließen.

Modell 29
Bernd Janssen

Umweltverschmutzung

Krise der Marktwirtschaft?
108 Seiten, kart. 10,-DM

Am Beispiel Umweltverschmutzung wird in diesem Unterrichtsmodell gezeigt, daß die Zerstörung der natürlichen Umwelt die Grundlagen unserer Existenz bedroht. Eine erfolgreiche Umweltpolitik erfordert Eingriffe in die Mechanismen der Marktwirtschaft. Das gesellschaftspolitisch vorrangige Anliegen des Umweltschutzes muß durchgesetzt werden gegen die Interessen der Unternehmer an Kosten und Konkurrenzvorteilen. In einer leicht lesbaren sozialwissenschaftlichen Analyse werden diese Einsichten theoretisch und beispielhaft belegt.

(Modelle für den politischen und sozialwissenschaftlichen Unterricht)

Artur de Fries
Hans Häußler

Soziales Training durch Rollenspiel

Veränderung eines Zustandes am Beispiel einer Hauptschulklasse in Berlin-Kreuzberg
128 Seiten, kart. 12,-DM

Die Kinder der "schweigenden Mehrheit" zum Sprechen zu bringen, sie mitbestimmungsfähig zu machen, d.h. sie zur aktiven und bewußten Teilnahme an der gesellschaftlichen Fortentwicklung zu erziehen, dazu soll das vorliegende, in der Praxis bereits erprobte Rollenspiel beitragen. Ausgangsbasis der Unterrichtseinheit ist Hans Häußlers Dokumentarhörspiel "Harry K.", in dem ein ehemaliger Strafgefangener seinen Lebenslauf im Berliner Jargon zu Protokoll gibt.

(basis arbeitsergebnisse)

EVA

Europäische Verlagsanstalt · 5 Köln 21 · Postfach 21 01 40

Die Schule der Klipp-Nation

Ende dieses Jahres wird es 20 000 arbeitslose Lehrer geben. Ein Bericht von Reinhard Kahl

Technokratische Manöver und Hypotheken auf die Zukunft – das ist von der Bildungsreform übriggeblieben, von diesem Kern sozialliberaler Reformversprechen. Mit Chancengleichheit, Reform der Lehrerausbildung und Gesamtschule sollte die Klassengesellschaft befriedet werden – heute beschwören die Verantwortlichen mit hilfloser Metaphorik demographische Naturgewalten: Angesichts des Schülerbergs wartet man auf den Pillenknick – die Lehrerschwemme soll im Radikalenloch versickern.

Etwa 40 % der knapp 800000 Studenten an den Hochschulen der Bundesrepublik streben ein Lehramt an. Aber nur eine Minderheit von ihnen wird auch den Beruf ausüben können. Schon am 1. Februar wurden nur 15% der hessischen Grund-, Haupt- und Realschullehrer eingestellt. Baden-Württembergs Kultusministerium will künftig höchstens ein Drittel der Kandidaten übernehmen. Bayerns Kultus-Maier gar verkündete im November: „Ein Abiturient, der im nächsten Jahr ein Lehramtsstudium für Gymnasien beginnt, hat keine Chance, vom Staat eingestellt zu werden. Von 1977 bis 1989 besteht an Gymnasien überhaupt kein Bedarf." Die Bundesländer haben nämlich im Zuge der Sparmaßnahmen Planstellen gestrichen und wollen höchstens noch den Ersatzbedarf einstellen. Und Ersatzbedarf gibt es bis zur Jahrtausendwende wenig, denn mehr als 45% der Lehrer sind jünger als 35 Jahre, nur 40000 Lehrer werden bis 1985 die Altersgrenze erreichen.

Dennoch geht fast jeder Student für sich davon aus, seine Arbeitslosigkeit verhindern zu können. So überlagert der Einstellungsstreß vom ersten Tag jede Seminarveranstaltung, jede Lektüre und natürlich die Gedanken. Wer heute einen Studienplatz ergattert, hat schon in der Oberstufe des Gymnasiums gelernt, Punkte anstatt Erkenntnisse zu sammeln. „An die Stelle des Erkenntnisantriebs früherer Erstsemester ist eine völlig passive Grundhaltung getreten. Die jungen Studenten erwarten Rezepte, lückenlose Systeme, die man übernehmen, auswendig lernen kann", berichtet Bodo Lecke, Professor für Deutsch-Didaktik in Hamburg. Zwischenprüfungen, Seminareingangstests, Regelstudienzeiten und schließlich das Hochschulrahmenge-

setz produzieren leistungsversessene Studenten, die „Scheine totschlagen", desinteressierte Fachidioten, die im Kampf ums Überleben verkrampfen und abstumpfen. Gustav Obermaier, abgewählter Gründungsrektor der Uni Regensburg, spricht resigniert von einer „Destruktion des Denkens".

Bei all dem bekommen Kultusbürokraten Oberwasser. So häufen sich in Hamburg die staatlichen Eingriffe in die Lehramtsprüfungen. Examensarbeiten werden von 2+ auf 5 runterzensiert, Prüfern, die angeblich zu gut benoten, wird der Entzug der Prüfungslizenz für Staatsexamen angedroht. Von 332 Kandidaten bestanden kürzlich 70 ihr Examen für's Höhere Lehramt nicht. An der Freien Universität Berlin muß eine Untersuchungskommission eingesetzt werden, weil dem Wissenschaftssenator die Durchfallquote zu niedrig scheint. In München dagegen konnte die Zahl der Durchgefallenen schon verdoppelt werden.

Vor diesen Berufsaussichten kapitulierten im letzten Jahr allein in Hamburg fünf Jung-Lehrer: Sie begingen Selbstmord.

„567000 Lehrer werden bis 1990 arbeitslos", errechnete das Batelle Institut im Auftrag der Bundesanstalt für Arbeit. Bundesminister Helmut Rhode (SPD) verlangt, in den Universitäten zusammenzurücken, in überfüllten Lehrveranstaltungen Notsitze aufzustellen, denn „diejenigen Abiturienten, die man nicht auf eine Hochschule läßt, werden Hauptschülern die Ausbildungsplätze wegnehmen" (Rhodes Staatssekretär Peter Glotz).

Noch im Oktober hatten die Ministerpräsidenten angekündigt, die Kapazitäten in der Lehrerausbildung um 50 bis 60 Prozent zu reduzieren, neuerdings versucht man schon, die Hochschulen in das Programm einzubeziehen, das da heißt: Jugendliche ohne Ausbildungs- oder Arbeitsplatz von der Straße! Inzwischen jagen sich nämlich die Prognosen für eine Ausbildungskrise am Anfang der 80er Jahre, zu der die jetzige Jugendarbeitslosigkeit erst ein Vorgeplänkel scheint. Allein im Jahre 1982 werden 300000 Ausbildungsplätze fehlen. Das staatliche Institut für Berufsforschung in Nürnberg vermutet, daß im Lauf der nächsten 10 Jahre 1,4 Millionen Jugendliche mit Schulabschluß ohne Ausbildung bleiben werden. Rund eine Million Schulabgänger ohne Abschlußzeugnis

Protest arbeitsloser Lehrer vor dem Westberliner Schulsenat

werden sich mit Hilfsarbeiten zufriedengeben müssen. Schon heute bewerben sich auf eine Hilfsarbeiterstelle 33 jugendliche Arbeitslose. Unter ihnen auch immer mehr ausgebildete Lehrer.

Anfang Februar gab es bereits 6000 arbeitslose Junglehrer. Bis zum Jahresende werden es mindestens 12000 sein, wahrscheinlich 20000. Wenn Lehrer beim Otto-Versand packen oder im Büro Briefmarken kleben müssen, ist das auch nicht schlimmer als wenn andere dies tun müssen. Nur, die Lehrer werden künstlich von ihren Arbeitsplätzen in den Schulen ferngehalten, wo Schüler sie dringend brauchen.

- An Berufsschulen fällt im Bundesschnitt 30 Prozent des Unterrichts aus. Dabei werden nur 6 anstatt der lange angekündigten 12 Stunden Berufsschulunterricht erteilt.
- An jeder zweiten Berliner Grundschule wird kein Förderunterricht angeboten, obwohl wöchentlich 25 Stunden vorgeschrieben sind.
- In Niedersachsen streikten im September 60000 Gymnasiasten, weil an den Schulen 26 Prozent des Unterrichts ausfallen. Mancherorts erreicht das Stundendefizit 40 Prozent.
- In Schleswig-Holstein wird nach Angaben des Kultusministeriums an allen Schulen nur noch verkürzter Unterricht erteilt, insgesamt wird sich die Schüler-Lehrer-Relation verschlechtern.
- In Hamburg wurden 760 Lehrerplanstellen gestrichen und Klassen zusammengelegt, weil man sich im Lehrer-Schüler-Verhältnis wieder an die Orientierungsdaten von 1969 hält.

Allein um diese Lücken zu schließen, würde die Zahl der heute arbeitslosen Lehrer nicht ausreichen. Trotz aller Propaganda: Nach wie vor herrscht Lehrermangel. Und wollte man in den nächsten Jahren auch nur die bescheidensten Reformen durchsetzen, bliebe das auch noch 1985 so.

Bildungspolitik wird heutzutage von den Finanzministern gemacht. Schulen sind Verwahranstalten; Schüler und Lehrer kommen in ihren Bilanzen nur als Statisten vor. In Hamburg heißt das dann „betriebswirtschaftliche Schulreform" (Bürgermeister Klose). Bis 1990 verringert sich die Schülerzahl in der Hansestadt um die Hälfte. Damit nun nicht etwa 15 Schüler auf einen Lehrer kommen (Quoten, die nicht nur in Schweden erreicht und unterschritten werden), will der Senat Schulen schließen und zusammenlegen lassen – was sich dann euphemistisch „Schulzentrum" nennen wird. Allein im Bezirk Harburg-Finkenwerder werden 17 der 27 Grundschulen dicht gemacht.

Nach betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten werden neuerdings auch Lehrer beschäftigt. Zum Beispiel Rudi Becker in Hessen: Für dreizehn Unterrichtsstunden pro Woche zahlt man ihm 894 Mark brutto. Bei Vergabe einer vollwertigen halben Planstelle mit vierzehn Stunden müßte man ihm 1334 Mark zahlen. Einsparung 440 Mark. Ein Hamburger Lehrer muß seinen 13-Stunden-Lehrauftrag in zehn Klassen an vier verschiedenen Schulen ableisten. Auf solche Lehrer zweiter Klasse wollen die Kultusbürokratien in Zukunft verstärkt ausweichen. So entsteht Unterricht dritter Klasse.

Landgericht München: Meisterstücke am laufenden Band

Bernt Engelmann

Blitzsauber mit Professor Putzo

Neben Radis und Weißwürsten haben reaktionäre Bayern noch ein Leibgericht: Die Rechtsprechung der Pressekammer des Münchner Landgerichts. Das gibt's wirklich nur einmal

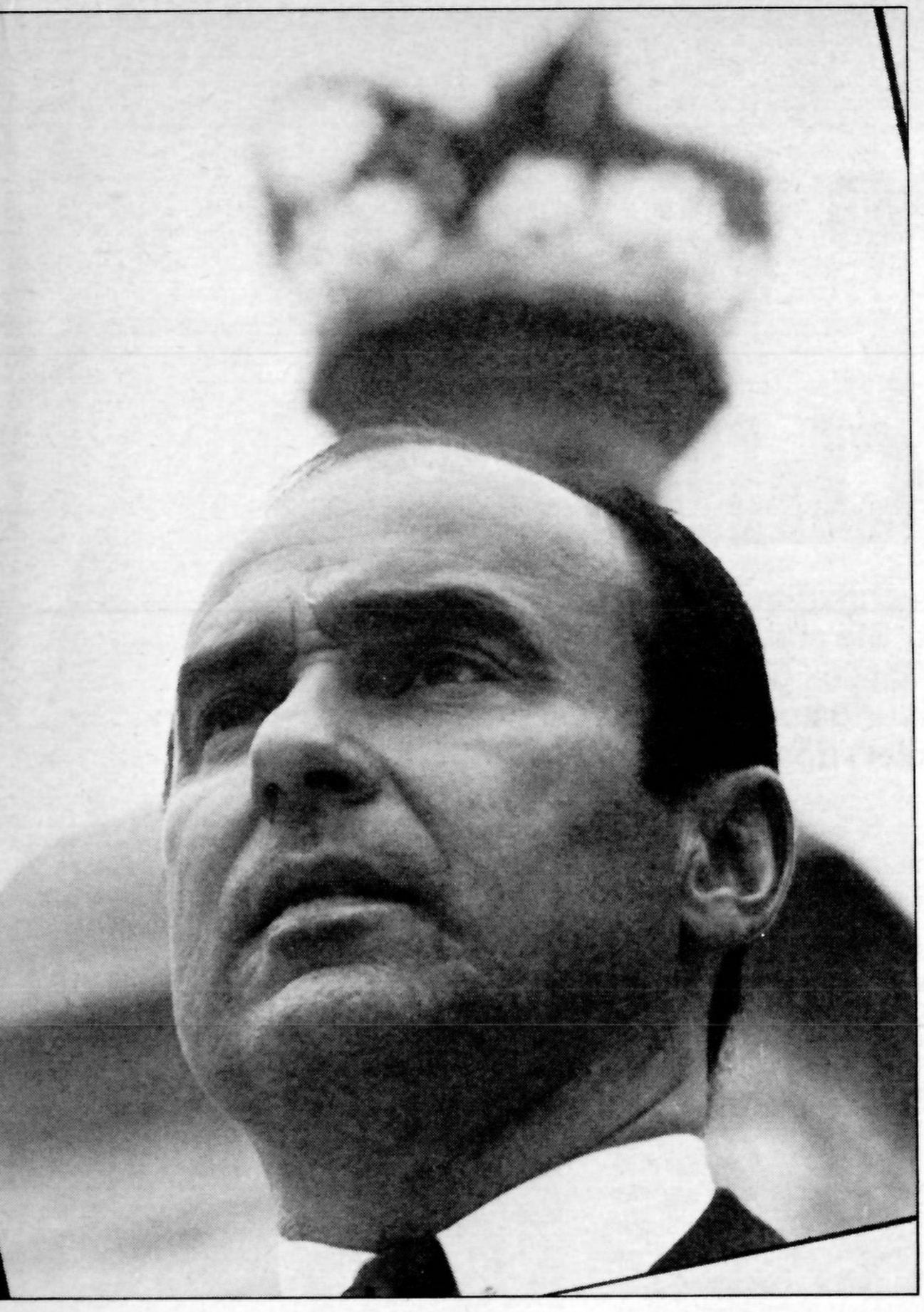
Bayerns Justiz hat ein unerhört feines Gefühl dafür entwickelt, was das Volk lesen darf und was nicht.

Zum Beispiel: Als 1970 Ulrich Sonnemanns – für Bayerns Rechtspflege peinliches, für FJS gefährliches – Buch *„Der bundesdeutsche Dreyfus-Skandal; Rechtsbruch und Denkverzicht in der 10 Jahre alten Justizsache Brühne-Ferbach"* in München gerade erscheinen sollte, wurde es sofort beschlagnahmt. Der richterliche Befehl dazu erging ohne nähere Prüfung, denn höchste Eile war geboten. Doch dann grübelte das Landgericht fast fünf Jahre lang, ehe es das Verfahren einstellte; das Buch war darüber ›gestorben‹.

Als der *„Stern"* im Dezember 1975 darüber berichtete, daß der US-Senat die Schmiergeldzahlungen des *„Starfighter"*-Produzenten Lockheed untersuche und daß der Strauß-Intimus Hauser unter Eid ausgesagt habe, auch die CSU sei mit Dollarmillionen „geschmiert" worden, da verbot das Landgericht München eilig dem *„Stern"* jedwede Verbreitung dieser Tatsachen. Denn nach der Palmström-Regel, daß *nicht sein kann, was nicht sein darf,* war das Gericht zu der Überzeugung gelangt, der *„Stern"* habe zwar nur Tatsachen berichtet, diese aber müßten *„falsch, unrichtig oder unwahr"* sein, denn die angeblichen Schmiergeldempfänger hätten dies ja glaubhaft versichert. Einer dieser glaubhaften Versicherer war CSU-Ex-Generalsekretär Fritz Zimmermann, der in einer anderen Strauß-Affäre einer Freiheitsstrafe wegen Meineids nur knapp entgangen war, weil ihm das Gericht eine verminderte Zurechnungsfähigkeit im Moment der Eidesleistung hatte zubilligen können; ein anderer Glaubhafter war FJS selbst, der ja fast immer die reine, volle Wahrheit gesagt hat, ausgenommen in wichtiger eigener Sache vor dem Bundestag, dem er als für die *„Spiegel"*-Affäre verantwortlicher Minister solange Achtelwahrheiten auftischte, bis man ihn zum Rücktritt zwang.

Es irrt indessen, wer glaubt, das Landgericht München hätte mit der – dann vom Oberlandesgericht aufgehobenen – Knebelung der *„Stern"*-Berichterstattung sein nicht mehr zu übertreffendes Meisterstück geliefert. Schon im Januar 1976 überboten die Richter ihren eigenen Rekord! Diesmal hatten nicht FJS und CSU Verbotsanträge gestellt, sonder quasi deren Vorgesetzte, nämlich Seine Durchlaucht Erbprinz Johannes von Thurn und Taxis, weiland Chef der fürstlich T.u.T.'schen Gesamtverwaltung, und Julia v. Siemens, Gattin des Siemens-Konzernpräsidenten Peter.

Was beide verboten wissen wollten, war ein Buch mit dem Titel *„Durchlaucht, es ist angerichtet!"*, das sich einer Ankündigung des C. Bertelsmann Verlags zufolge auf die Tagebücher des langjährigen T.u.T.'schen Butlers stützen sollte. Der Prinz und sein häufiger Gast, Julia v. Siemens, bangten um etwas, dessen sie sich bislang uneingeschränkt erfreuen zu können glaubten: um ihren guten Ruf. Von dieser – in seinem Fall sicherlich irrigen – Annahme ausgehend, forderte der Prinz das Verbot des Butler-Buchs in Gänze, Julia v. Siemens hingegen nur die Tilgung einer Passage. Darin, so glaubte sie, verdächtigte man sie des massenhaften Konsums von Kaviar sowie übertriebener Sparsamkeit; der sie bis



Prinz Johannes von Thurn und Taxis: „Durchlaucht, es ist angerichtet"

Josef Hampel, Ex-Kammerdiener beim Prinzen von Thurn und Taxis: „Ein Trinkgeld von drei Zehnerl, ein Fünferl sowie etwas Kupfer" – zusammen knapp fünfzig Pfennige

lägerin v. Siemens: „Ich? Kaviar? Nie!"

ten nur der Münchner Norm und konnte niemanden überraschen. Schließlich ist Seine Durchlaucht nicht nur steinreich und bekannt für seine glänzenden Beziehungen, sondern auch enorm sensibel gegen Verletzungen seiner Intimsphäre (wenngleich erpicht darauf, mit jedem neuen Freund, ja mit jedem bei seinen häufigen Schlägereien verlorenen Zahn Schlagzeilen zu machen). Die Dame Julia hatte eidesstattlich versichert: *„Ich esse sowieso nicht gerne Kaviar"*, und auch mit der in gehobenen Kreisen üblichen Verachtung für die deutsche Grammatik ausführen lassen: *„In der heutigen Zeit sozialer Spannungen ist nichts gerade für die freie Marktwirtschaft schädlicher und nichts fördert den Kommunismus mehr, wie das Erregen von Neid . . ."* Und die Story vom kargen Trinkgeld sei auch ganz anders gewesen.

Soweit es den Kummer der Julia v. Siemens betraf, bleibt er behoben, zumindest halbwegs: Bertelsmann-Anwalt Albert Gerhardt, als F. C. Delius-Verteidiger siemenserfahren, gab für den Verlag die Erklärung ab, kein Körnchen Kaviar werde im Buch die Lippen der Donna Julia passieren und so den Kommunismus fördern; das magere Trinkgeld aber bleibe stehen, präzisiert aufgrund eidesstattlicher Versicherung des Butlers, der genau *„drei Zehnerl, ein Fünferl sowie etwas Kupfer"*, zusammen maximal 0,44 DM erhalten habe.

Die Kammer nickte wohlgefällig zu diesem Vergleich; das Butler-Buch indessen blieb verboten aufgrund der zum Intimschutz des Erbprinzen von T.u.T. erlassenen Einstweiligen Verfügung, über die demnächst verhandelt werden soll. Übrigens – und das ist das Einmalige, alle Rekorde Brechende! –, als diese EV im Januar von Prof. Putzos 9. Kammer erlassen wurde, hatten weder die erlauchten Antragsteller noch deren Anwälte, schon gar nicht die Richter, auch nur eine Zeile des vorsorglich verbotenen Buches gelesen – nicht etwa aus Bequemlichkeit, Literaturfeindlichkeit oder gar, Gott bewahre, aus Mangel an Kenntnis des Alphabets, nein, nur weil es das Buch noch gar nicht gab, sondern nur eine Vorankündigung sowie ein paar Seiten des inzwischen verworfenen Rohmanuskripts.

Man darf gespannt sein auf das, was die Richter zum demnächst fertigen Werk zu sagen haben werden, denn es soll mit dem imaginären Inhalt, der dem Verbreitungsverbot zugrundegelegt wurde, herzlich wenig zu tun haben.

Hingegen darf man nicht den voreiligen Schluß ziehen, bei der 9. Zivilkammer des Landgerichts München 1 bekäme jeder mit noch so fadenscheiniger Begründung sofort die gewünschte Einstweilige Verfügung. Als beispielsweise ich kürzlich dieselbe Kammer bat, mir zu meinem gesetzlichen Recht auf Gegendarstellung in einem (beim Landgericht) hochangesehenen CSU-Blättchen zu verhelfen, konnten sich die Richter nicht dazu entschließen, dem unabweisbaren Antrag überhastet zu folgen.

Aber irgendwann einmal, wenn der Anlaß vielleicht schon vergessen sein wird, werde ich bestimmt zu meinem Recht kommen. Und deshalb unterdrücke ich den bei mir gelegentlich aufkeimenden Wunsch, auch einmal Prinz zu sein oder wenigstens der Ehemann einer Konzernfürstin.

tief in die Nacht hinein umsorgende Butler sei von ihr nur mit 50 Pfennig Trinkgeld belohnt worden.

Die Münchner 9. Zivilkammer unter Vorsitz des schon durch seine bemerkenswerte Entscheidung gegen den *"Stern"* berühmten Professors Putzo folgte den Anträgen der beiden Superreichen im Handumdrehen; ohne mündliche Verhandlung verbot sie die Verbreitung des indiskreten Butler-Buchs.

Soweit entsprach das Kammer-Verhal-

MORD & TOTSCHLAG COMPANY
KONKRET-SERIE/TEIL 3

Nixon: Chancen stehen 1:10. Aber rettet Chile

Die CIA hat natürlich den verfassungstreuen chilenischen Generalstabsschef Schneider nicht ermordet. Sie hat nur den Plan ausgeheckt, für 50 000 Dollar einen Mörder gedungen, ihm am Tag der Tat die Mordwaffen gegeben und kurz danach den Vollzug gemeldet. KONKRET dokumentiert den Untersuchungsbericht des US-Senats:

Am 4. September 1970 gewann Dr. Salvador Allende Gossens die Mehrheit bei der chilenischen Präsidentschaftswahl. Am 25. September informierte US-Präsident Richard Nixon CIA-Direktor Richard Helms, daß ein Allende-Regime in Chile für die Vereinigten Staaten nicht akzeptabel sei. Die CIA wurde vom Präsidenten beauftragt, sich direkt mit der Organisation eines militärischen Staatsstreichs zu befassen. Der Geheimdienst sollte die Aktion ohne Koordination mit dem Außen- oder Verteidigungsministerium und ohne den US-Botschafter in Chile durchführen.

Schon am 25. März 1970 hatte eine gemeinsame Stellungnahme von CIA und US-Botschaft Sabotage-Operationen und Anti-Allende-Propaganda im Hinblick auf die Herbst-Wahlen gefordert. Zunächst wurden dafür 135 000 Dollar bewilligt; am 27. Juli wurde die Summe auf 390 000 Dollar aufgestockt.

Am 15. September 1970 traf Präsident Nixon im Weißen Haus mit seinem Assistenten für Fragen der nationalen Sicherheit, Henry Kissinger, dem CIA-Direktor Richard Helms und Staatsanwalt John Mitchell zusammen. Auf der Tagesordnung stand Chile. Helms' handschriftliche Notizen geben die Instruktionen des Präsidenten wieder:

„Chancen 1 zu 10. Aber rettet Chile!
Das ist die Ausgaben wert.
Mögliche Risiken außer acht lassen.
Botschaft nicht einbeziehen.
10 000 000 Dollar verfügbar. Wenn nötig mehr.
Full-time-Job. Die besten Männer, die wir haben.
Spielplan.
Ökonomisch erdrosseln.
48 Stunden für Aktionsplan."

Eine Doppelstrategie wurde entwickelt: erstens (Track I) Geheimaktionen, einschließlich 250 000 Dollar Bestechungsgelder für chilenische Kongreßabgeordnete, Propagandaaktivitäten und Wirtschaftssabotage; zweitens (Track II) Einflußnahme auf das chilenische Militär für einen Aufstand gegen Allende.

Nach der Aussage von Helms konnte das Treffen mit Nixon durch Augustin Edwards ausgelöst worden sein. Edwards ist Herausgeber der Tageszeitung „El Mercurio" in Santiago. Am Morgen des 15. September hatten sich – auf Wunsch des Pepsi-Cola-Präsidenten Donald Kendall – Henry Kissinger, John Mitchell und Edwards zum Frühstück getroffen. Auch dabei war es um Chile gegangen.

Als Allendes Vorgänger Frei den Parteitag der Christdemokraten am 3./4. Oktober nicht davon abbringen konnte, einem Kompromiß zwischen seiner Partei und der Unidad Popular zuzustimmen, waren alle Hoffnungen zerschlagen, Eduardo Frei zu benutzen, um Allendes Präsidentschaft noch zu verhindern. Damit war klar, daß im Zuge einer militärischen Lösung die zweite Garnitur der chilenischen Offiziere für einen Putsch vorbereitet werden mußte. Ein Drei-Punkte-Programm wurde eingeleitet:

a) Sammeln von Geheiminformationen über Offiziere, die zum Putsch bereit waren.
b) Klima für den Putsch vorbereiten: durch Propaganda, Desinformation und Terror-Akte, die die Linke provozieren sollten, um einen Vorwand für den Staatsstreich zu schaffen.
c) Informationen ausgeben über die Bereitschaft der USA zur vollen Unterstützung der Putschisten bis an die Grenze einer militärischen Intervention durch die Vereinigten Staaten garantiert.

Wegen des delikaten Charakters der Operation bildete die CIA-Division für die westliche Hemisphäre eine Sondereinheit, die „Chile Task force", die dem CIA-Planungsdirektor Thomas Karamessines direkt unterstellt wurde. Ihr wurden die erfahrensten und geschicktesten Agenten zugeteilt. Karamessines hat ausgesagt, daß Kissinger „keinen Zweifel daran gelassen hat, daß er unter stärkstem Druck stand, die Angelegenheit zu erledigen. Und er wiederum hat uns unter Druck gesetzt."

Erste Aufgabe der CIA war, gegen den unpolitischen, verfassungstreuen Standpunkt des chilenischen Militärs unter General Schneider und dessen Stellvertreter General Prats anzugehen. Ab 7. Oktober 1970 wurde die zweite Garnitur im Offi-

Schreibtischtäter Kissinger: „Vollkommen"

Chile-Präsident Allende, Allende-Anhänger

CIA-Opfer Schneider: Erschossen

nach dem Putsch: „Erdrosseln“

ziers-Corps intensiv bearbeitet. An diesem Tag wandte sich der amerikanische Militär-Attaché in Chile an Mitglieder der Kriegsakademie Santiago, die ihn ihrerseits um Versorgung mit leichten Waffen baten. Die Offiziere informierten den Attaché, daß sie Pläne entwickelt hätten, General Schneider zu entführen, ihn entweder zu eleminieren oder wenigstens außer Landes zu bringen.

Eine Schlüsselrolle bei den Anti-Allende-Komplotts spielte der pensionierte General Roberto Viaux, der bereits im Jahr zuvor die „Tacnazo“-Meuterei geleitet hatte. Viaux wurde für die CIA im Oktober 1970 zur einzigen Hoffnung für den Staatsstreich. Am 5. Oktober forderte er mehrere Hundert Gas-Granaten für einen Coup am 9. Oktober an. Das CIA-Hauptquartier lehnte ab, weil ein solcher „Mini-Coup“ zu diesem Zeitpunkt leicht das Gegenteil dessen hätte bewirken können, was man erreichen wollte. Viaux sollte seine Pläne aufschieben. Auch eine zweite Bitte um Luftwaffen wurde ihm abgeschlagen; das Hauptquartier ließ ihn allerdings ermutigen, seine Pläne weiterzuentwickeln, überwies ihm 20 000 Dollar in bar und versprach ihm eine Lebensversicherung in Höhe von 250 000 Dollar.

Am 15. Oktober wurde bei einem Treffen zwischen Karamessines, Henry Kissinger und Alexander Haig im Weißen Haus beschlossen, Viaux weiter zu vertrösten. Die Runde beschloß „auf Dr. Kissingers Rat, daß der Geheimdienst weiterhin die Pressionen auf jede schwache Stelle bei Allende aufrechterhält – jetzt, nach dem 24. Oktober, nach dem 5. November und in Zukunft, bis neue Marschbefehle gegeben werden. Mr. Karamessines erklärte, daß die CIA sich dem fügen werde.“

Am Abend des 17. Oktober traf sich der US-Militär-Attaché mit einem chilenischen Armee- und einem Marineoffizier. Sie verlangten acht bis zehn Tränengas-Granaten, drei Maschinengewehre mit 45er Kaliber und 500 Magazine Munition. Die Waffen wurden auf diplomatischem Weg am Morgen des 19. Oktober von Washington aus verschickt. Am selben Tag informierte General Valenzuela den Attaché, daß er und drei weitere hochgestellte Offiziere zum Putsch bereit seien. Ihr Plan sah vor, General Schneider zunächst zu entführen, und zwar noch am Abend des 19. Oktober während eines offiziellen Essens. Frei sollte daraufhin zurücktreten, einer von Valenzuelas Kollegen sollte die Führung einer Militär-Junta übernehmen und den Kongreß auflösen.

Die Entführung mißlang, weil General Schneider das Essen nicht in seinem Dienstwagen, sondern in einem Privatauto verließ und seine Polizei-Garde nicht ausgeschaltet werden konnte. Der Armee-Offizier versicherte dem amerikanischen Attaché, daß am darauffolgenden Tag ein weiterer Versuch unternommen werden sollte. Der Attaché war autorisiert, General Valenzuela 50 000 Dollar auszuzahlen, wollte das Geld aber erst nach erfolgreichem Abschluß der Entführung übergeben. Aber auch der zweite Versuch mißglückte.

Am 22. Oktober um 2 Uhr früh übergab der Attaché dem Offizier in einer verlassenen Gegend von Santiago die drei Maschinengewehre und die Munition. Kurz nach acht wurde Schneiders Wagen auf dem Weg zur Arbeit von den Kidnappern aufgehalten. Als er in Selbstverteidigung seine Pistole zog, wurde er erschossen. Die CIA-Station in Santiago bestätigte kurz darauf, daß Schneider mit denselben Waffen ermordet wurde, die den Offizieren wenige Stunden vorher ausgehändigt worden waren, und wies den Attaché an, die 50 000 Dollar an General Valenzuela zu übergeben.

Am 23. Oktober revidierte Helms Track II der US-Aktivitäten: „Wir haben ein Maximum erreicht, jetzt können die Chilenen einen erfolgreichen Putsch selbst zustande bringen. Sie wurden an einen Punkt geführt, von dem aus ihnen die militärische Lösung offen steht.“

Auf die Frage, ob Track II jemals formell für beendet erklärt worden sei, sagte Karamessines aus: „Was mich betrifft, wurde Track II niemals wirklich beendet. Uns wurde gesagt, well, Allende ist jetzt Präsident. Also ist Track II, der das ja verhindern sollte, technisch beendet. Aber wir wurden aufgefordert, unsere Aktivitäten fortzusetzen, wachsam zu sein und alles in unserer Macht stehende zu tun, um das eigentliche Ziel von Track II doch noch zu erfüllen.“ Kissinger, auf die Frage ob er mit dieser Aussage übereinstimme: „Vollkommen.“

Suchen Sie einen linken Beruf?

Wir sind

eine Gruppe von Studenten: Pädagogik, Medizin, Sozialpädagogik, Psychologie.

Wir haben

eine Firma auf kollektiv geführter Produktionsbasis gegründet, die Herstellung eines inzwischen gut im Markt eingeführten Kinderspielzeugs aufgenommen und möchten diese Aktivitäten ausbauen.

Wir wollen

ein stadtteilorientiertes soziales, juristisches, medizinisches und kulturelles Versorgungszentrum errichten, auf der Basis selbständiger Finanzierung durch eigene Produktionsstätten

Wie suchen dringend (!!)

weitere qualifizierte Mitarbeiter, wobei wir vor allem an in Ausbildung stehende oder (noch besser!) bereits fertige

JURISTEN
BETRIEBSWIRTE
VOLKSWIRTE
MEDIZINER
SOZIOLOGEN
PSYCHOLOGEN

denken, die eine echte Berufsalternative darin sehen würden, sowohl für den weiteren Ausbau unserer Firma als auch die weiterführende Theoriearbeit und schließlich die Umsetzung unserer Zielvorstellungen ihr ganzes know-how voll einzusetzen.

Bitte nehmen Sie mit uns Kontakt auf über KONKRET, Kennwort: BERUFSALTERNATIVE, damit wir Ihnen detailliert darlegen können, was im begrenzten Rahmen dieser Anzeige nicht möglich ist.

Wyhler Bauern erzählen: Warum Kernkraftwerke schädlich sind. Wie man eine Bürgerinitiative macht und sich dabei verändert. Herausg. von Nina Gladitz 176 Seiten in der Serie

Politik

DM 8.50

Lieber heute aktiv, als morgen radioaktiv

VERLAG KLAUS WAGENBACH

William S. Schlamm über das neue KONKRET:

„Ein veräscherter roter Phönix steigt wieder aus der Kloake auf“

Deshalb ausfüllen, ausschneiden und einsenden für:

1 Jahresabonnement KONKRET für DM 30,— incl. Porto im Ausland zuzüglich Porto

Deutscher Presse Vertrieb

Postfach 10 16 06, Wendenstraße 27-29, 2000 Hamburg 1.

Bitte in Blockschrift ausfüllen

Ab Monat

Vorname

Name

Ort

Straße

Datum

Unterschrift

Neunzehn konkurrierende US-Behörden schnüffeln in der Bundesrepublik herum. Sie kontrollieren den Fernschreib-Verkehr, hören Telefone ab und schmuggeln Wanzen ein:

Geheimdienste sind un-heimlich. Besonders die großen. Aber wäre es nicht manchem Kaninchen besser ergangen, hätte es nicht starr und ängstlich die Schlange betrachtet? Und besonders schwerfällige, langsame Schlangen halten viel davon, daß ihre Opfer still sitzen bleiben. Schlangen haben auch Probleme. Wie die Geheimdienste.

Seit Beginn des Zweiten Weltkrieges hat sich das US-Geheimwesen in (mindestens) dreifacher Weise vergrößert: immer mehr Dienste mit immer mehr Bediensteten und immer mehr Zielobjekte, Targets. Dabei sind Rivalitäten unter den einzelnen Diensten nicht selten. Neidisch auf die wachsende CIA, hatte FBI-Chef Hoover seinen Leuten sogar mal jeden Kontakt zu den Kollegen aus dem CIA-Hauptquartier Langley untersagt.

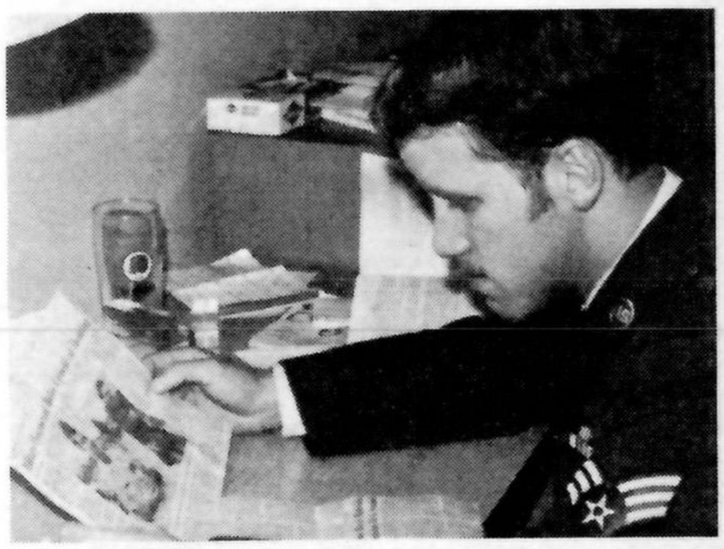
Allein die US-Army unterhält in der Bundesrepublik und in Westberlin fünf größere Polizeien. Vier davon arbeiten geheim: die Army Security Agency (ASA), die Military Intelligence (MI), das CID (Criminal Investigation Department) und der nicht uniformierte Teil der MP, die Military Police Investigators (MPI).

Als vor einiger Zeit der Oberleutnant Matthew Caroll in Hanau zu der Auffassung kam, daß seine langen Haare ihm und nicht der Army gehören, brachte ihm das einen Prozeß vor dem „Court Martial“ (Kriegsgericht) in Frankfurt ein. Und dabei stellte sich heraus, daß er und seine Rechtsanwälte von bis zu 22 (zweiundzwanzig) US-Agenturen bespitzelt werden können. Armee-Richter Hunt ließ nachforschen, ob Carolls Telefon abgehört würde: Brav meldeten sich zum Dementi unter anderem:

- die US Post
- Das FBI
- der Internal Revenue Service (Steuerbehörde)
- die Drug Enforcement Administration (Drogen-Nachforschung)
- der Secret Service (der eigentlich nur die Sicherheit des Präsidenten überwachen soll)
- natürlich die CIA
- das Büro für Alkohol, Tabak und Feuerwaffen
- die Defense Intelligence Agency
- der Naval Investigative Service (schließlich hat Hanau auch einen Hafen)
- die Joint Chiefs of Staffs
- die Defense Mapping Agency
- die Defense Supply Agency
- die Army Military Intelligence
- die Defense Civil Preparedness Agency
- die Defense Advance Research Projekt Agency
- die Defense Communications Agency
- die Defense Contradicting Audit Agency
- der Defense Investigative Service
- und die National Security Agency (NSA).

Diese NSA ist der geheimste der amerikanischen Geheimdienste. Bis heute ist kaum etwas über sie bekannt, und erst seit wenigen Monaten weiß man, daß sie jahrzehntelang sämtliche Telegramme, die in die oder aus den Vereinigten Staaten verschickt wurden, registrierte, analysierte, computer-speicherte und gegebenenfalls an „zuständige“ Geheimdienste weiterleitete.

Daß es auch in der Bundesrepublik, nämlich in der Stuttgarter Patch-Kaserne, ein NSA-Hauptquartier gibt, erfuhr die Öffentlichkeit nur durch Zufall, als der Sergeant Pat J. DeVino aus der US Air Force entlassen wurde. DeVino ist homosexuell und steht dazu. Als er die Air Force nicht freiwillig verlassen wollte, bestand er auf einem öffentlichen Verhör (Board of Enquiry), das im August des vergangenen Jahres stattfand. „Gay bin ich“, erklärte er, „aber trotzdem ein guter Amerikaner und keineswegs ein Sicherheitsrisiko.“ Das wurde er dann aber doch, denn gleich darauf verplapperte er sich: „Seit Jahren wohne ich im selben Gebäude wie die NSA, und wenn's die nicht stört . . .“ Damit war es raus.



Sgt. de Vino: Schwul, aber treu

Lt. Hatheway: Mord in Kolumbien

DeVino (der natürlich gehen mußte) war nicht der einzige, der die amerikanischen Geheimdienste in der Bundesrepublik in Schwulitäten gebracht hat. Als der Oberleutnant Jay Hatheway vor einem Militärgericht stand, weil er in seiner Bad Tölzer Kaserne mit dem Corporal Lynde geschlafen hatte, erfuhr man zufällig, daß die Offiziere der Green Berets (diese Elite der Elite, zu der Hatheway gehörte) oft gleichzeitig in der CIA dienen. Etliche der in Deutschland stationierten wurden vorher in Kolumbien eingesetzt. Hatheway: „Getarnt als Kommunisten ermordeten wir einige Bauernführer. Das schaffte eine unheimliche Verwirrung unter den Roten.“

Ach ja, das Personal. Seit einem Jahr ist die reguläre Polizei der Air Force, die Security Police (SP), nicht mehr für die Überwa-

„Anwälte bespitzeln wir (fast) nie"

chung der Drogenszene zuständig. (Man munkelt, daß unter den SP'lern selbst zu viele Fixer und Kiffer sind.) Diese Aufgabe wurde der „höheren" OSI übergeben, der Air Force Office of Special Investigation. Ist das OSI sauber? In Zweibrücken zum Beispiel verteilten zwei seiner Agenten, Jimmy Day und dessen Frau „Hash-Brownies" (Haschisch-Plätzchen) an deutsche Schülerinnen, sie verkauften in ihrem Luftwaffenstützpunkt Drogen und brachten kiloweise Hasch aus Frankfurt herbei (was andere Luftwaffen-Angehörige unter Eid bestätigten). Als Spitzel aber ist Day mit seinem ins Hemd eingearbeiteten Geheimsender Spitzenklasse. Und darum wird er weiterhin vom OSI gedeckt.

Nicht ganz so fähig sind offensichtlich seine Kollegen in Heidelberg. Major-General R. Aaron, Deputy Chief of Staff for Intelligence, haßte Büro-Muffel: „Nicht rumsitzen! Hinaus, hinaus, hinaus ins Feld!" so scheuchte er das Personal des Heidelberger Field Office der Military Intelligence. Und wenn schon nicht direkt ins Feld, dann doch wenigstens in die Altstadt. Im Sommer 73 sollten seine Agenten dort ein Treffen zwischen GI's und deutschen Studenten überwachen und fotografieren. Keine GI's, keine Studenten. Dafür wimmelte es in den ansonsten leeren Straßen vor der Uni von Fotografen-Spitzeln. Daß sie dann selbst fotografiert wurden, war ihnen noch peinlicher als der verpatzte Einsatz. Photophobia ist nämlich eine Berufskrankheit der Agenten, denn häufig führt so ein Lichtbild – wie auch in diesem Heidelberger Fall – zur Versetzung.

Weit mehr Schwierigkeiten als der vertrottelte macht den Spitzel-Spitzen allerdings der nachdenkende Agent. Beispiel Mike McDougal. Der war mit seiner Arbeit in der US Military Intelligence so lange zufrieden, wie sie nur daraus bestand, im bayerischen Zirndorf arabische Einwanderer auszufragen. Für deutsche Behörden, denen es anscheinend an sprachkundigen Fachmännern fehlt. Auch daß er von Zeit zu Zeit – ohne Wissen der Deutschen – ein paar Araber an US-Geheimstellen in München weiterschleusen sollte, störte ihn kaum. Schließlich war er ja in die Army gegangen, um sein abgebrochenes Arabisch-Studium fortzusetzen.

Aber dann kam er nach Kaiserslautern, und dort beschäftigte sich sein 527. MI-Bataillon mit der Bespitzelung von Studenten, deutschen und amerikanischen. „Meinesgleichen", dachte McDougal, der noch bis vor kurzem selbst zur Uni ging. Er las die Vorschriften der Military Intelligence und fragte seine Vorgesetzten: „Ist das, was wir hier machen, nicht eigentlich verboten?" – „Nein", war die Antwort, „nur zu Hause in den Vereinigten Staaten. Hier können wir tun, was wir für notwendig halten. Nur sollten es die deutschen Geheimdienste nicht wissen." Als McDougal dann noch erfuhr, daß – entgegen eidesstattlicher Dementis – doch Rechtsanwälte, die GI's vor Militärgerichten in der Bundesrepublik verteidigen, überwacht werden, hatte er „es satt, ein Schwein zu sein" und verständigte Kongress und Öffentlichkeit.

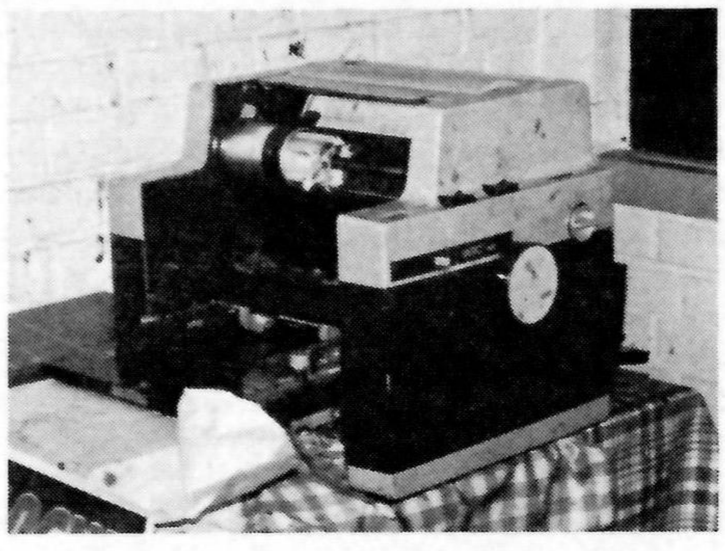
Nach McDougals Enthüllungen vor zwei Jahren folgten weitere. Die Bespitzelung von Journalisten, Pfarrern und – besonders peinlich für die Army Intelligence – führende Mitglieder der (US-)Demokratischen Partei in Westberlin wurden aufgedeckt. An diesen Veröffentlichungen arbeitete unter anderem das Lawyers Military Defense Commitee, eine Anwaltskanzlei in Heidelberg, die der amerikanischen Bürgerrechtsunion angeschlossen ist. Die Geheimdienste reagierten, wie es sich für sie geziemt: Der ungesetzlichen Bespitzelung angeklagt, lassen sie die Ankläger ungesetzlich bespitzeln. In die Kanzlei wurde ein Agent eingeschleust. Aber der flog auf. Entschuldigung der Army vor dem Bundesrichter Jones in Washington: „Wir taten das nur, um festzustellen, wo undichte Stellen sind. Sonst bespitzeln wir *nie* Anwälte."

Das alles beunruhigt aber nicht nur das demokratische, sondern auch das fiskalische Bewußtsein wacher Amerikaner. Zum Beispiel gab in Mainz vor einiger Zeit die Military Intelligence fast 100 000 US-Dollar für eine langfristige „round-the-clock"-Überwachung der protestantischen Gossner-Mission aus. Sie wollte herausfinden, wo die GI's ihr hektographiertes Links-Blättchen „FTA With Pride" druckten. „Hätten sie mich angerufen, hätt's nur 20 Pfennig gekostet, da gibt's doch überhaupt keine Geheimnisse", sagt Pfarrer Stuckmann von der Evangelischen Studentengemeinde, wo einen Kilometer von der Gossner-Mission entfernt, die Zeitung hergestellt wurde.

Und als Steuerzahler wird man fast traurig, wenn man die geheimen Berichte („Departement of Defense Intelligence Reports") von Alphie Le May, dem Land Liaison Officer des Saarlands, liest. In enger Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Verfassungsschutz ließ er zum Beispiel ermitteln: „Three posters had been pastet on posts lining the Arcade shopping area on the Kaiserstraße, Saarbruecken."

Was man nicht alles durchmachen muß, bevor man einen Lumumba oder einen Allende ermorden darf!

„Geheimdruckerei" in Mainz



konkret
Preisfrage des Monats

Lieber KONKRET-Leser,
wir brauchen mehr Anzeigen, um uns redaktionell größeren Spielraum verschaffen und konkret immer besser machen zu können.
Um die potentiellen Inserenten gezielt ansprechen zu können, müssen wir wissen, welche Anzeigen für welche Produkte Sie als KONKRET-Leser interessieren würden.
Unter allen Einsendern verlosen wir 20 Kistchen schmackiges Hannen-Alt, inkl. je 6 Original Hannen-Gläser sowie 25 Jahresabos KONKRET.
An der Auslosung nehmen alle teil, die den Fragebogen **vollständig** ausgefüllt haben, d. h. also **eine** Entscheidung pro Zeile, egal wie.
Spalte abschneiden, Adresse nicht vergessen und im Umschlag an KONKRET, Große Reichenstr. 25, 2 Hamburg 11, schicken.
Einsendeschluß: 30. 4. 1976.

Marke	Werbung dafür in konkret		
	ja!	teils/ teils	you crazy?
Roth Händle	O	O	O
Levi's	O	O	O
Coca Cola	O	O	O
Kenwood Hifi	O	O	O
Peugeot	O	O	O
Berlitzschool	O	O	O
Hannen Alt	O	O	O
Gauloises	O	O	O
Dash	O	O	O
Datsun	O	O	O
Ballantine's	O	O	O
Fromms	O	O	O
Berlin-Werbung	O	O	O
Teldec	O	O	O
Samson	O	O	O
Mini Cooper	O	O	O
Wranglers	O	O	O
Rama	O	O	O
Grundig	O	O	O
Reval	O	O	O
Sony	O	O	O
Malteserkreuz	O	O	O
Döschwo	O	O	O
Persil	O	O	O
Staff Leuchten	O	O	O
Yahama Motorräder	O	O	O
transEuropa Reisen	O	O	O
Kodak	O	O	O
Arag	O	O	O
Cinzano	O	O	O
MG	O	O	O
England-Reisen	O	O	O
Moskovskaya	O	O	O
Interlübke	O	O	O
R 4	O	O	O
Elac	O	O	O
o.b. Tampons	O	O	O
Erfurt Tapeten	O	O	O
Marlboro	O	O	O
Johnnie Walker	O	O	O
Linke Verlage	O	O	O
Guiness	O	O	O
Bastos	O	O	O
Jägermeister	O	O	O
Marantz Hifi	O	O	O
Martini	O	O	O

Bitte pro Marke jeweils den Kreis ankreuzen, der Ihrer Meinung am nächsten kommt!

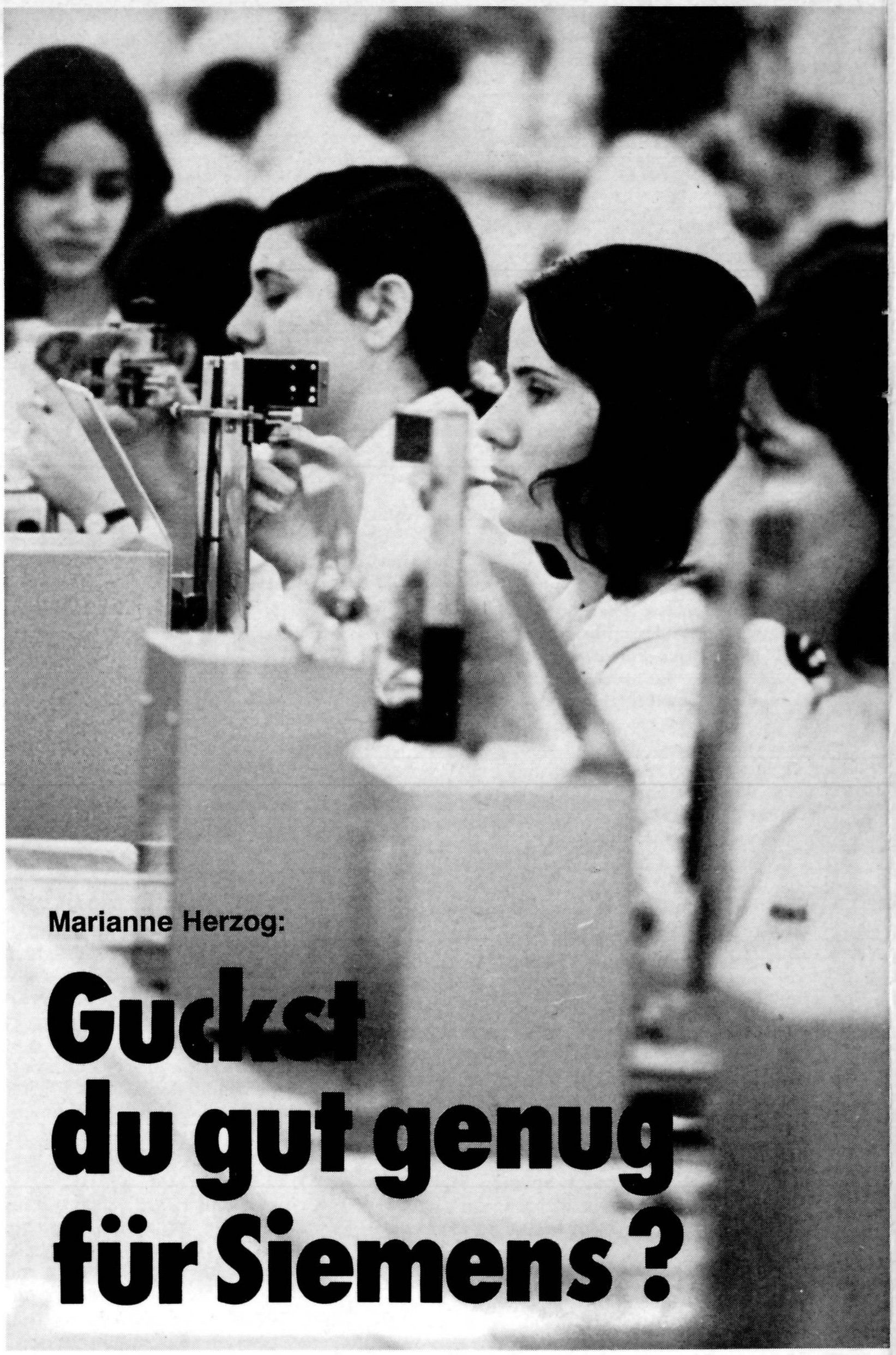
Name: _____

Straße: _____

Ort: _____

Und so sieht der Preis aus, den die Hannen-Leute den 20 glücklichen Hauptgewinnern ins Haus schicken werden. Also mitmachen, Freunde!

Wer bei Siemens am Band arbeiten will, für 5,25 Mark die Stunde, muß sich auf Herz und Nieren, Hornhaut und Eierstock untersuchen lassen. Am liebsten nähmen sie Leute, die nur die Organe haben, die Siemens braucht



Wir sitzen auf einer Eckbank. Ruth und ich und ein Türke. Wir sitzen eingekeilt in verletzte Siemens-Arbeiterinnen und Arbeiter. Vor uns schlägt die Tür vom Krankenzimmer auf und zu. Eine Pendeltür. Dahinter ist die Ambulanz. Rechts von uns werden Menschen nach Nummern zum Arzt aufgerufen, immer vier auf einmal.

Nach 10 Minuten bin ich müde wie ein Hund. Von der klammen Stille, vom Gongen der Tür. Die Arbeiterinnen, die hier sitzen, kriegen das nicht bezahlt. Die schaffen ihre Stückzahl heute nicht, das kenne ich. Die circa 15 Minuten von der Maschine weg die Treppen runter bis zur Ambulanz, dort warten, einen neuen Verband bekommen und den Weg zurück, diese Zeit ist unbezahlt.

Ich stecke mir unsere letzte Zigarette an. Der Türke sieht, wir haben nur eine und gibt Ruth eine von seinen Filterzigaretten.

8.30 Uhr. Um 6 Uhr sind wir aufgestanden. Auf unseren Karten vom Arbeitsamt steht: Vorstellen 7.30 Uhr. Die Tür neben der Ambulanz, sie ist etwas links von uns, hat keine Türklinke. Um rauszukommen, müßten wir klingeln. Diese Tür ohne Klinke geht jetzt auf. „Neueinstellungen" brüllt ein Mann. Jetzt gehts los: einen roten Handzettel von den Einstellern annehmen. Ihn ausfüllen an Tischen und Stühlen, die aussehen wie in Schalterhallen der Post. Aufstehen und die Zettel abgeben. In diesem Moment bekommt jeder von uns ein Buch, um vorzulesen. Die Buchstaben sind winzig. Jeder normale Mensch nimmt dazu eine Lupe. Bestehst du diesen Sehtest nicht, liest du die winzigen Buchstaben nicht schnell genug, bist du raus. Wir sind noch drinnen. Jetzt die rechte, dann die linke Hand um ein Gerät legen. Zupacken. Siemens mißt den Schweiß an den Händen. Das Ergebnis sind Zahlen: Ruths Augen 1:1, Ruths Hände: 1,5 und 0,5. Meine Augen auch 1, meine beiden Hände 0. Die Einsteller schreiben diese Zahlen in unsere Bewerbungsbogen. Die bekommen wir jetzt zum Ausfüllen und sitzen mit ihnen wieder an den Tischen. Nach 10 Minuten gebe ich meinen ab und werde zurückgeschickt. Ich muß extra beantworten – Striche reichen ihnen nicht – ob gegen mich eine gerichtliche Strafe verhängt worden ist, oder ob ein Strafverfahren gegen mich schwebt und ob ich körperliche Leiden oder Fehler habe. Ich sage: nein.

Ich denke, züchten würden sie, könnten sie es, Menschen, die ausbeutbarer sind als jetzt lebende. Ohne Köpfe, mit jeweils den Organen, die Siemens zur Produktion benötigt.

Der Einsteller stiert auf meinen ausgefüllten Bewerbungsbogen. Er zieht Eisenschränke auf und prüft unter H. Ruth ist fertig und kommt zum Schalter. Beide Einsteller prüfen ihren Bewerbungsbogen. Stellen fest, Ruth hat bei Siemens in München gearbeitet. Prüfen nochmal mit dem Gerät den Schweiß an ihren Händen. Ich bekomme einen Laufzettel für die Personalstelle.

Das hier ist das Einstellverfahren für ungelernte Arbeiterinnen. Ruth bekommt einen neuen Fragebogen: In welchem Werk von Siemens sie in München gearbeitet hat? Welche Arbeit sie dort gemacht hat? Bei welchem Meister und in welcher Halle? „Machzu", sage ich zu Ruth und schubse sie an, „ich warte auf dich auf der Straße". Am liebsten nähme ich sie mit nach draußen.

Auf der Straße ist dünnes Eis, wo gestern Pfützen standen. Ich kriege Hunger, weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Ich warte, mir kommt es endlos vor, auf der Straße auf Ruth.

Die Einsteller wollen ihretwegen, erzählt sie, bei Siemens in München nachfragen und ihr dann schriftlich Bescheid geben. Wir fragen uns, was wir dazu sagen sollen. Unser Ziel ist: zusammen in einen Betrieb. Was jetzt? Wir beschließen, ich mache das Ding zu Ende. Wir brauchen Geld.

Wir gehen zur Personalstelle ein Stück zusammen. Das sind zu Fuß 10 Minuten, vorbei an Siemens-Besitz. Erst Produktion, dann Verwaltung. Unterwegs geht Ruth in eine Kneipe, ihr ist kalt.

Ich, beim Personalchef angelangt, bekomme einen Vortrag an einem kleinen Konferenztisch. In eine neue Abteilung käme ich. Sehr sauber, sehr ordentlich sei es dort. „Eins geht nicht", sagt er, „bei einer Krankschreibung muß die Firma sich von Ihnen trennen". Grimasse: „Natürlich kann jeder von uns einmal krank sein. Eine private Frage: Sind Sie schwanger?" Hu-

„Sie brauchen nur etwas Sinn für Sauberkeit und Ordnung“: Siemens-Stellenanzeige in einer Münchner Zeitung

SIEMENS

Für leichte Montagearbeiten an elektronischen Bauelementen suchen wir

Frauen und Mädchen

in Wechselschicht
von 5.45 bis 14.30 Uhr bzw.
von 14.30 bis 23.00 Uhr.

Sie brauchen keine Vorkenntnisse zu haben, nur etwas Sinn für Sauberkeit und Ordnung und dazu Fingerfertigkeit.

Sind Sie interessiert? Dann besuchen Sie doch einmal Herrn Haindl in unserem Einstellbüro montags mit freitags zwischen 8.00 und 14.00 Uhr.

München 46, Frankfurter Ring 152, Telefon 35 00 - 479.

SIEMENS AKTIENGESELLSCHAFT

Marianne Herzogs Einstellungsbogen bei Siemens: „Bei AGFA habe ich nicht beantwortet, wann die letzte Periode war – also war ich für die schwanger und wurde nicht eingestellt.“

Personalabteilung
N Einstellbüro Bln
Hausapparat 9171

SIEMENS AKTIENGESELLSCHAFT

Einstellungsbogen

Zuname, Vorname, Namenszusätze	Geburtsdatum	Personalnummer
HERZOG MARIANNE	10.10.39	

Länderkennz. lt. MMK	Postleitzahl	Wohnort
	1000	BERLIN 36

Straße · Platz · Hausnummer · Zusatzangaben: WRANGELSTR. 75

soll eingestellt werden als / beschäftigt werden mit: Montiererin — Tätigkeits-Kzf. lt. MMK: 3211

Beschäftigungsbeginn	Probezeit	Auszubildender	Praktikant	Werkstud.	Aushilfe	befristet	Ende der Ausbildung
25.11.74	bis	☐	☐	☐	☐	bis	

H. Könighv

Abteilung	Beschäftigungsort	Organisationseinheit	Kostenstelle
Wv-Filtermontage	Berlin		49541

Wechselschicht: ja [X]

Schwerbeschädigter/Gleichgestellter: ja ☐

Vertragliche Wochen-Arbeitszeit (nur bei anderer als tariflicher Arbeitszeit): Tage 5, Stunden 40,0

Überwachungspflichtige Tätigkeit (Betriebsarzt): ja ☐

Lohn-/Tarifgruppe / Rang: 10

Zeitlohn ☐ Akkordlohn [X] Prämienlohn ☐

Einkommenszusammensetzung: Betrag

Tarif-/SAB-Lohn/Tarifgehalt: 5,31

Tarifliche Leistungszulage:

Sonstige Zulagen:

Gesamt: 5,31

Für mein Beschäftigungsverhältnis sind neben den aufgeführten Angaben die Bestimmungen der geltenden Tarifverträge, die Betriebsordnung und die sonstigen betrieblichen Regelungen maßgebend.
Ich verpflichte mich, von den Bestimmungen der Betriebsordnung und von den im Betrieb / auf der Baustelle aufliegenden Vorschriften über die Unfall- und Feuerverhütung Kenntnis zu nehmen und sie zu befolgen.

Unterschrift

Den Firmenausweis, die Betriebsordnung und die Krankenkassenordnung (SBK) habe ich erhalten.

Datum Unterschrift

Achtung! Vor dem Ausfüllen dieses Feldes Bl 1 abtrennen.

Wv-Filtermontage
Anruf: 751 13

21.11.74
Datum

Unterschrift:

rensohn, denke ich, und frage nach dem Stundenlohn. „Da Sie nicht aus der Metallindustrie sind, 5,25 DM die Stunde.“ Er lügt. Egal woher, Einstellohn bei Siemens in Berlin für alle Arbeiterinnen ist 5,25 DM die Stunde im Januar 1975. Nein, ich habe kein Tonband mit beim Gespräch mit diesem Menschenschieber. Wir suchen Arbeit. So kam ich dahin. Eine Vorarbeiterin aus der Abteilung, in die ich soll, kommt während des Gespräches ins Zimmer und setzt sich mit an den Konferenztisch. Ich bin immer noch beim Lohn. Dann frage ich, ob sie Fahrgeld bezahlen. Nein, sagt er und versteht mich erst so – oder tut so, als verstehe er, ich meinte die Rückerstattung meines Busfahrscheines von heute. „Im Akkord verdienen Sie dann mehr“, sagt er, die Vorarbeiterin nickt. „Im Akkord, im Akkord, beschreiben Sie doch mal, was das ist“, sage ich. Die Vorarbeiterin: „Der Meister zeigt ihnen jetzt die Arbeit.“

In der Halle eine unglaubliche Neugier. Aber keine richtige. Die Meister und Einrichter glotzen. Die glotzen so, als ob hier nie was passiert, denke ich. Ein Meister führt mich rum. Ich höre nicht zu, was er mir erzählt. Zu erkennen ist sowieso nichts, kein einziges ganzes Teil kann ich erkennen. Ich sehe winzige Kontakte. Auch die Arbeiterinnen gucken hoch, aber sie gukken mehr auf das, was ich anhabe, als mir ins Gesicht. Als ich das registriere, weiß ich plötzlich, was los ist. Ich bleibe bei jeder Arbeiterin stehen und fange an zu zählen. Hintereinander zähle ich an 5 Arbeitsplätzen, und an jedem Arbeitsplatz wiederhole ich das einige Male. Dabei zähle ich bei vier Arbeiterinnen bis sechs und bei einer Arbeiterin bis neun. An diesen Arbeitsplätzen ist ein Arbeitsvorgang 6 bzw. 9 Sekunden kurz. Darum sind hier auch die Frauen so jung. Ich sehe Türkinnen und Deutsche, von denen ich glaube, daß keine älter ist als 25 Jahre. Ich höre den Meister sagen, hier wird für die Nachrichtenübermittlung gearbeitet. Ich gucke mich weiter um. Alles ist neu in dieser Halle. Ich kann keinen einzigen Riß sehen mit dem bloßen Auge. Das hier muß eine Versuchsabteilung sein. Hier wird was Neues ausprobiert. In neuen Räumen. Mit neuen Geräten. Mit besonders jungen Mädchen, denn eine Arbeiterin, die seit 10 Jahren Akkord arbeitet, ist nicht bereit und nicht in der Lage, Arbeitseinheiten von 6 Sekunden durchzustehen. Das sind 10 Teile in 1 Minute, das sind 100 Teile in 10 Minuten!

Die Werkstattschreiberinnen und die Einrichter sitzen hier nicht wie sonst in der Fabrik in Glaskästen. Hier sitzen sie an Bürotischen gleich anschließend an die Arbeiterinnen, allerdings erhöht auf einem Podest.

Auf dem Weg zurück kommt mir Ruth entgegen. In der Kneipe wurde es ihr zu lang. Wir kommen an einem Kaufhaus vorbei. Ich schlage vor, die Einstellbogen, ich habe sie die ganze Zeit als Laufzettel in einer Plastikfolie in der Hand, schnell zu kopieren. Wer glaubt das schon. Akkordarbeit. Schichtarbeit im Januar 1975 bei einem der größten Konzerne für einen Stundenlohn von 5,31 DM.

Ich muß noch zum Arzt. Ruth wartet in der Kälte. Ich weiß schon, ich gehe da nicht hin, denke aber, wenn alle Stricke reißen, wir überhaupt kein Geld haben, mache ich es.

Was jetzt kommt, ist so, daß du es erlebt haben mußt. Damit will ich mich wohl vor dem Beschreiben drücken? Die Wahrheit ist schon, daß ich das am schwersten kann. Das Untersuchen, die Beschreibung der Untersuchung. Warum eigentlich?

Bei AGFA in München habe ich nicht geantwortet, wann die letzte Periode war, nicht beantwortet, ob ich schwanger bin. Also war ich für die schwanger und wurde nicht eingestellt. Ich bin zu beteiligt, um zu sagen, ob es diese Fragen sind, die mich so betreffen, daß ich außer mir bin. Ihre Pfoten sind es mit Sicherheit. Der Arzt, gekauft zur Selektion von Arbeiterinnen und Arbeitern, fragt ab: Ist in Ihrer Familie einer geisteskrank? Lungenkrank? Haben Sie schwere Operationen gehabt? Gibt es Krebs in der Familie? Luft pusten in ein Gerät. Zähne ausleuchten mit der Taschenlampe. Ein Sklavenmarkt! Im Krieg denke ich, verlangten sie bei der Einstellung die Schienbeine.

Leiden Sie an Venenentzündungen? Hatten Sie schon einmal eine Magenerkrankung? Haben Sie eine Gastritis? Haben Sie Kreislaufstörungen? Seine Fragen machen klar, welche die meisten Krankheiten bei Arbeiterinnen sind. Eine Arbeiterin, die AEG oder ein anderer Konzern krank gemacht, verschlissen hat, wird bei Siemens nicht mehr eingestellt.

Der Augentest. Lang und ausführlich. Nicht für die Augen. Nicht für die Arbeiterinnen. Die Frage ist: Guckst du gut genug für Siemens. Für die Produktion von winzigen Einzelteilen im Akkord. Dein Herz, dein Kreislauf, reichen sie noch für den Akkord?

Die Stunde 5,31 DM.

Hermann L. Gremliza's

konkret ex-press

Nach Marx

leben in Polen neben 1,5 Millionen Deutschen und 20 000 Polen deutscher Nationalität „weitere 200 000 bis 300 000 Autochtone, die dem deutschen Kulturkreis zuneigen". Und zwar einem Kulturkreis christdemokratischer Zwergschul-Absolventen, die Werner Marx mit einem Fremdwort hoffen macht, in Polen stünden noch 200 000 bis 300 000 Gebrauchtwagen, die von Rechts wegen uns gehören.

Eine Anzeige

hat das „Manager Magazin" gegen sich selbst erstattet, mit dem Titel: „Neue Unternehmer-Philosophie: Kehrtwendung zum Menschen." In der alten Philosophie stand der Unternehmer so, daß er dem Menschen in den Hintern treten konnte. In der neuen kehrt er zum kategorischen Imperativ um, der den Menschen auffordert, den Unternehmer am Arsch zu lecken.

Wortwörtlich

hat Helmut Kohl die Wahrheit gesagt, ungelogen: „Helmut Schmidt betreibt eine Vogel-Strauß-Politik." Das bleibt auch dann wahr, wenn er nicht den Bernhard, sondern den Hans-Jochen gemeint hat.

Was ist Freiburg

samt dem dort beschlossenen FDP-Programm gegen den Brief, den Hans-Dietrich Genscher dem Deutschen Krawatten-Institut geschrieben hat: „Allerdings widerspricht es liberaler Gesinnung, für Wahlveranstaltungen Krawattenzwang einzuführen. Obwohl wir Freien Demokraten (der ehrliche Genscher schreibt ‚Freien' als Eigenname groß, damit es keiner mit dem gleichlautenden Adjektiv verwechselt, und fährt fort) andererseits viel Grund hätten, uns für die Krawatte schon wegen ihres modischen Standorts stark zu machen." Das schönste FDP-Portrait seit Erich, dem Pomadenheini: Wir Freien Demokraten mit unserer allerdings liberalen Gesinnung dulden nie und nimmer Krawattenzwang, obwohl andererseits . . .

Aftermärz

ist die Jahreszeit, in der die Tradition dieser Liberalen wurzelt. Da leidet beispielsweise der „Zeit"-Redakteur Hans Schueler an Skrupeln wegen des Berufsverbots. Der Grundsatz, daß die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei schon Zweifel an der Verfassungstreue des Bewerbers begründe, sei „anfechtbar". Aber die Einzelfall-Prüfung sei noch schlimmer, und darum „erscheint es am ehesten erträglich, politische Extremisten nach den äußeren Merkmalen ihres Bekenntnisses zu bewerten, vor allem der Mitgliedschaft in verfassungsfeindlichen Organisationen". Kurzum, wenn schon Verfassungsbruch, dann bitte so, daß inzwischen zu „Zeit"-Lesern arrivierte Ostermarschierer nicht befürchten müssen, es werde in ihrer unruhigen Jugendzeit herumgeschnüffelt.

Ein deutscher Mann

mag keine Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern. Der Verleger Reinhard Mohn, mit seinem Verlagshaus Bertelsmann eine Art Mohnopolkapitalist auf dem Buch- und Zeitschriftenmarkt, ist so einer: Im „Stern" setzt er linke Redakteure unter Druck, im selben Verlag vertreibt er die Kinderzeitschrift „YPS", als Lizenzausgabe eines französischen Verlages. Und der gehört der Kommunistischen Partei Frankreichs. Ein rechter, deutscher Mohn mag keine Kommus leiden, doch einen Rebbach macht er gern.

Für Dorftrottel

und solche, die es werden wollen, verlegt der Offenburger Senator Franz Burda die „Bunte". Jüngst bildete er auf dem Titelblatt die Nofretete ab und fragte im „Großen Bunte-Preisausschreiben" ein paar Seiten weiter unter einem Nofretete-Bild: „Wie heißt diese berühmte Königin-Skulptur? Amenophis, Mykerinos oder Nofretete?" Die drei Namen wurden vermutlich vorgegebern, um die Zahl der Einsender, die auf Soraya tippten, in Grenzen zu halten. Nächste Frage, unter einem Bild von Pyramiden: „Wie heißen diese berühmten Baudenkmäler? Pyramiden, Tempelbau oder Geometrie?" Zusatzfrage: Welchen Titel trägt der berühmte Offenburger Verleger Franz Burda? Senator, Sinatra oder Senilität? Und wie heißt die Canaille, die ihren Kunden für die Bereitschaft, einen Debilitäts-Test abzulegen, eine „Traumreise für zwei Personen nach Ägypten" aussetzt, mit Vornamen? Fritz?

Vitoria

im Baskenland heißt der Ort, an dem spanische Polizisten zwei Stahlarbeiter und einen Studenten erschossen. Die noch posthum von Franco redigierte „Welt" schilderte die Morde im Ton eines Briefträgers, der mangelhaft frankierte Sendungen zurückbringt: „Zwei Stahlarbeiter und ein Student kamen um . . . Die Regierung in Madrid verfolgt die Entwicklung mit Sorge." Arme Regierung! Arme „Welt"! Und Skorzeny ist auch tot!

Wenn Dummheit weh täte

hätten sich von Garmisch bis Flensburg längst unzählige Bürgerinitiativen gebildet – gegen den Lärm, den der Operndirektor Christoph von Dohnanyi dann machte. Es ist aber auch so ganz schön: „Ich bin ein enormer Feind von Aktualisierungen und Ideologisierungen. Die tägliche Politik auf der Bühne hasse ich – Theater ist viel größer. Was ist Hitler gegen Wagner?" Was ist Strauß gegen Dohnanyi? Gegen Christoph den Enormen? Es wird wohl so sein: Die Wagners und Dohnanyis machen den „Ring", den ihnen die beiden andern durch die Nase ziehen.

Bei Tengelmann

kriegt man den Kaffee, der einem bei Reddemann wieder hochkommt. Dieser Führer der Geschäfte der Bundestagsfraktion der CDU/CSU hat jetzt verlangt, das Parlament müsse sich „mit der indirekten Pension für den ehemaligen Extremisten-Chef Dutschke befassen". (Dutschkes wissenschaftliche Arbeit wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert.) Was stört Reddemann? Sicherlich nicht, daß Pensionen an ehemalige Extremisten bezahlt werden – jedenfalls hat er im Zusammenhang mit Nazi-Richtern und Nazi-Offizieren niemals derartige Fragen gestellt. Da kann ihn eigentlich an der Pension nur noch das „indirekte" stören, und dann trifft der Vorwurf den „Bild"-lesenden Heckenschützen, der einfach nicht gut genug gezielt hat, um Dutschke zum direkten Pensionär zu machen.

Krämer-Badoni

ist immer ein sicherer Lacher. Er geht neuerdings rum und erzählt, politisch interessierte Literaten müßten sich „dem Konformitätsdruck der manipulierenden Meinungsmacher opportunistisch anpassen". Wer aber widerstehe und die bestehende Ordnung verteidige, sei der wahre Nonkonformist. Nicht verstanden? Also nochmal: Nowottny und Höfer und Kremp („die manipulierenden Meinungsmacher") bedrängen politisch interessierte Literaten, die bestehende Ordnung anzugreifen. Wer sich diesem Druck nicht beugt, gilt zwar als Opportunist, ist aber Nonkonformist. Gestört wird die so gewonnene Klarheit dadurch, daß Krämer-Badoni seine Klage in der „Welt" vorbringt. Erst ein Blick auf das Loch in der Kasse dieses Presseorgans läßt wieder Zusammenhänge ahnen: Die Nonkonformisten wurden nämlich „ins Aus gedrängt. Ihr angeblicher Opportunismus zahlt sich nicht aus. Sie spielen mit höchstem Einsatz, den sie in den meisten Fällen verlieren." In den Fällen, die ihnen die Verleger übers Ohr ziehen. Krämer-Badoni hat offenbar kein Honorar bekommen. Doch er gehört zu den wenigen Nonkonformisten, denen es gegeben ist, ihre Außenstände auf der Kommentarseite des Schuldners einzuklagen.

Dierk Hoff

wurde vor dem Stammheimer Gericht ein „gestandener Revolutionär" genannt. Das geht in Ordnung. Nur werden sich Leute, die statt Bomben zu basteln und Kronzeugengeld zu kassieren in Hitlers KZ und Adenauers Zuchthäusern durchhielten, einen neuen Namen suchen müssen. Gesessene Revolutionäre?

Schon wieder

eine sozilliberale Reform: Der nordrhein-westfälische Landwirtschaftsminister Diether Deneke will die Friedhöfe in die städtischen Grünzonen einbeziehen. Dazu bedüfte es einer „vorsichtigen Öffnung des bislang isolierten sakralen Raums". So fängt es immer an. Am Ende stehen dann der unterkellerte Gottesacker und die Leuchtschrift „Parke in Frieden".

Lil Picard: „So frei wie hier kann man nirgendwo untergehen."

Hubert Fichte sprach mit der großen Popmutter Lil Picard. Die 76jährige Malerin und Schriftstellerin, die 1937 aus Berlin nach Amerika emigrieren mußte, wird von der New Yorker Kunstwelt entdeckt. Sie hat im März drei Ausstellungen: Eine Retrospektive im Goethe-Haus, „Dematerialisations" in der Ronald Feldmann Gallery, Zeichnungen bei Holly Solomon.
Der Schriftsteller Hubert Fichte („Versuch über die Pubertät") interviewte für KONKRET in New York die „große Popmutter". Es ist ein Zwölf-Stunden-Interview geworden, aus dem wir Ausschnitte drucken.

I.
Ein älteres Ehepaar in New York 1976

Fichte: Lil, ein älteres Ehepaar in New York heute. Ist das nicht ein bißchen kompliziert?

Picard: Sehr. Ja, es ist insecure und fast unmöglich. Sehr wenig Menschen wagen das zu tun, was wir tun, weil es fast zu selbstmörderisch ist.

Fichte: Hast du Angst?

Picard: Ja, furchtbare Angst. Todesangst. Denn ich hab' keinen Menschen hier. Ich hab einen Freund, aber der ist auch nicht immer da.

Fichte: Alle deine Marys kannst du nicht anrufen?

Picard: Die würden nicht von hier bis hier hin gehen, sind so mit sich selbst in Unsicherheit.

Fichte: Und die Künstler?

Picard: Die tun nichts.

Fichte: Und Andy Warhol?

Picard: Der würde sich nicht –, Andy Warhol hat ja selber genug zu tun mit seiner verrückten Mutter. Der hat 'ne alte Mutter, die ist geistesgestört, um die er sich kümmern muß.

Fichte: Ja – und, ich weiß nicht, Schulkameraden von dir und von Dell?

Picard: Der Dell hat keine Schulkameraden mehr. Der ist übriggeblieben. Die sind alle schon tot.

Fichte: Also wenn euch etwas zustößt, einem von euch, was machst du dann?

Picard: Ich ruf die Polizei an.

Fichte: Und die kommt?

Picard: Ja.

Fichte: Und transportiert dich –

Picard: in a hospital. Das ist genauso als wenn man tot ist.

Fichte: Und wie wirkt sich nun diese Bedrohung und diese Unsicherheit praktisch aus? Ihr könnt abends nicht auf die Straße gehen.

Picard: Nein, der Dell kann abends nicht auf die Straße gehen.

Fichte: Und längere Strecken zu Fuß gehen? Du alleine, das kannst . . .

Picard: Das kann ich nachts nicht. Ich geh' nicht alleine.

Fichte: Warum nicht?

Picard: Alle Frauen können das nicht. Wir haben Angst, wir werden angefallen. Handtasche weggerissen. Mary ist vier oder fünfmal gemuggt worden. Wir sind in einer sehr, sehr schwierigen Gegend. Aber es gibt keine Gegend, die gut ist, mehr. Park Avenue ist genauso schlecht.

Fichte: Und was passiert?

Picard: Die Leute werden einfach angefallen von jungen Schwarzen oder Weißen, sie werden zusammengeschlagen und sie nehmen alles ab, was du in der Hand hast. Mehrere Professoren von der Columbia Universität sind umgebracht worden. Überall. Madison Avenue. Überall. Gar nicht eine Gegend, die mehr gefährlich ist. Ganz wurscht. Überall. Ganz New York.

Fichte: Bis vor ein paar Tagen sah es so aus, als ob New York den Bankrott anmelden müßte.

Picard: Es ist ja nicht. Es ist ja abgewandt: Das bedeutet aber, daß wir, die Mittelklasse, 25 Prozent Erhöhung der Einkommensteuer haben. 25 Prozent geht von der Pension weg von Dell. Ich glaub', daß er sich Sorgen macht. Die wird vollkommen ausgepowert, die Mittelklasse, in New York. Man will New York kaputtgehen lassen. Das übrige Land. Sie können sehr gut ohne New York sein. Das ist die Stadt der Neger, der Puertoricaner und der Juden. Und die Westerner und Californier, die sind hier nicht, die leben hier nicht. Die Ideen der Schwarzen, der Puertoricaner und der Juden sind nicht die Ideen der Cowboys. Das sind richtige Amerikaner.

Hier sind die Museen, Television. Wenn man New York kaputtmacht. Dann haben sie den Faschismus übrig und die Kommunisten und die Sozialdemokraten und die Liberals haben sie getötet.

Fichte: Glaubst du, daß es ihnen gelingen wird?

Picard: Ja! Jawohl! Ist ihnen schon gelungen; denn die Weißen, die Mittelklasse die – sagen wir einmal – 50.000/60.000 Dollar verdienen im Jahr, die sind alle schon weg und zahlen ihre Steuern vier Stunden entfernt von hier.

Ihre Fabriken haben sie auch schon rausgebracht aus New York. Weil's billiger ist woanders.

Fichte: Und wann setzte diese Kriminalisierung der Stadt ein?

Picard: Ja, nach der Ermordung von King. Nicht –, 's nicht ganz so lang. Ende der sechziger Jahre.

Fichte: Wir beklagen uns über New York und trotzdem sind wir sehr gerne hier.

Picard: Natürlich.

Fichte: Was macht die ganz besondere Stimmung dieser Stadt aus?

Picard: Das kommt dadurch, daß –, erstens ist Freiheit hier. So frei wie hier, kann man nirgends untergehen. Wenn ich morgen hier umziehe, kann ich morgen abreisen und ankommen in einem Hotel in Amerika als Lil Schmidt. Ich brauch' mich nicht anmelden – nichts. Die Hauptsache ist, ich verdiene Geld, ich habe Geld.

Fichte: Etwas anderes, was ich mir nicht erklären kann, daß in einer so puritanischen Gesellschaft wie der amerikanischen es möglich ist, daß schon vor 5 Jahren oder 10 Jahren die ungeheuerlichsten Pornofilme gezeigt werden konnten.

Picard: Gibt's im ganzen Land auch. Genauso. Der Sex ist erlaubt im ganzen Land, das hat das Government, das Government Amerikas hat eingesehen, etwas müssen sie ihnen lassen. Und am ungefährlichsten ist Sex.

II.
Kindheit und großbürgerliche Pubertät.

Fichte: Lil, welches ist dein erstes Erlebnis, an das du dich genau erinnerst?

Picard: O Gott, ja, immer eines, immer dasselbe, daß ich nachts in meinem Kinderbettchen aufwache und furchtbar Angst habe und schreie, weil ich mich so fürchte, allein in meinem Bettchen, und die Tür geht auf im dunklen Zimmer und eine Gestalt kommt rein in einem – und macht das Licht an – und in einem roten Kleid mit weißen Pünktchen und solchen Puffärmeln und schwarzen Haaren – und das ist meine Mutter. Und sagt, was ist los? Oder was –.

Fichte: Und wie alt warst du da?

Picard: Da muß ich ganz klein gewesen sein. Drei Jahre –.

Fichte: Was machten deine Eltern?

Picard: Mein Vater der hatte Weinberge – in der Pfalz. Und im Herbst gingen wir in die Weinberge bei Dürkheim und bei Albersweiler und ich saß auf'n Boden, und meine Mutter hat kleine Körbchen gebracht mit Trauben und hatte 'n weißes Kleid an wie aus Renoir mit so'n Hütchen auf, und ich war ganz klein, und die haben mich auf'n Arm genommen und rochen nach Wein, es gab große Brote, und da haben sie Leberwurst und andere Wurst abgeschnitten und gesungen, und ich fand das wunderbar. Und meine Mutter hatte immer Liebhaber dazu eingeladen.

Fichte: Und woher wußtest du das, daß es Liebhaber – ?

Picard: Weil es Onkels waren. Die saßen immer auf'n Klosett, wenn ich rauf wollte. Nicht? Ich glaub', ich liebte meinen Vater, aber ich haßte meine Mutter.

Fichte: Warum?

Picard: Ich haßte sie.

Fichte: Hast du Geschwister?

Picard: Nein.

Fichte: Was waren deine ersten erotischen Eindrücke?

Picard: Ganz klein in Landau mit kleinen Jungen. Ein rothaariges Bübchen und ein schwarzhaariges Mädchen, die ich –, die ich absolut vergewaltigt habe, beide, jeden Tag.

Fichte: Und warum seid ihr dann nach Straßburg?

Picard: Ah – das ist 'ne große Sache. Mit meinem Vater, da war was, mit einem Geschäftsunglück. Da ist etwas passiert, und da mußten wir weg. Ich hatte irgendwie was mit meiner Mutter, glaube ich, irgendwo, dadurch kam dann der Haß, glaube ich. Ja. Da war also eine Sache, daß ich eines Tages in die Schule kam, und da hat ein Mädchen, die hieß von Bömblem. Maria von Bömblem, die hat zu mir gesagt, ach, du bist doch 'ne Jüdin! Und da hab' ich gesagt, was, ich bin eine Jüdin? Und hab ihr einfach eine in die Fresse gehauen. Das war meine Antwort. Ich hab' gar nicht gewußt, was sie eigentlich wollte, aber ich wollte keine Jüdin sein. Ich wollte das nicht genannt werden. Und dann rief also Frau von Bömblen meine Mutter an und sagte, also die Tochter wär' nach Haus' gekommen und hätte geweint, ich hätte sie geschlagen, und sie möchte sich entschuldigen, daß das passiert wär' und ob nicht Lilli am nächsten Sonntag zum Tee kommen wollte zu Bömbles. Und da bin ich dann dahin, und das wurde dann eine Freundschaft. Und da hat sich schon meine politische Haltung – schon irgendwie hab' ich plötzlich gewußt, ich bin nicht wie die Bömbles, sondern ich bin also eine Jüdin. Ja, wieso, was ist das eigentlich? Und da hab' ich angefangen mich zu interessieren, was ist los mit Juden? Denn bei uns zu Hause gab es das nicht. Meine Mutter wollte keine sein. Mein Vater durfte keiner sein, weil meine Mutter keine sein wollte. An jedem jüdischen Feiertag war Krach. Mein Vater hat sich eingeschlossen, hat kein Wort geredet. Meine Mutter hat geheult. Ach, das waren furchtbare Zustände waren das. Weil meine Mutter nur christliche Liebhaber hatte. 1914 brach der Krieg aus, nicht wahr?

Fichte: Ja.

Picard: Und ich war 14 Jahre alt. Aber dann hab' ich '14 kennengelernt einen 18jährigen jungen Mann. Der hieß Fritz Koch-Hildebrandt. Und der ging in den Krieg und bekam eine Uniform. Und der ging mit mir nachmittags in eine Konditorei. Um die Ecke, wo wir wohnten. Jeden Nachmittag. Und hat versucht, im Hinterstübchen mir an den Busen zu langen. Und da gab's lange Kämpfe. Ich hab' dann erlaubt, daß er an'n Busen langt, ja? Nach viel Schlagsahne und Icecreams und so weiter durfte er also einmal an den Busen langen. Dann hat er oberhalb vom Knie langen wollen. Es waren furchtbar aufregende Tage. Und einmal hatt' ich einen Orgasmus, da konnt' ich auf der Straße nicht mehr –, aber er war nicht mehr da, es kam hinterher –, da konnt' ich plötzlich nicht mehr weiterlaufen. Richtigen Orgasmus habe ich erst bekommen, wie ich in Amerika war. Da war ich schon ziemlich alt.

Fichte: Wie alt?

Picard: Wie ich nach Amerika kam, war ich 37. Vorher habe ich alles mögliche Grauenhafte mitgemacht und habe nie einen richtigen Orgasmus gehabt.

Fichte: Und warum hier?

Picard: Ja, Ärzte sagen: durch's Klima. Die Frauen werden hier irgendwie durchs Klima angeregt. Und dann nachher waren diese Leute in Fürth, die älteren Männer und dann die Elektrische: Da saß dieser Herr mir vis-à-vis und hat mich angequatscht und hat gesagt: „Du bist so schön, du bist ein so schönes Mädchen, du mußt mit mir nach Hause kommen. Ich muß dir meine Bücher zeigen!". Und Bücher waren also für mich – das war das mystische Wort. Was für Bücher! Wunderbare illustrierte Bücher, wie ich sie noch nie gesehen hatte! Und das habe ich getan. Mutig. Mit fürchterlicher Angst, was mir da passieren wird, ging ich mit ihm in seine Wohnung. Und dieser Mann hat mir eigentlich – also erstens hat er mir die Onanie beigebracht. Und dann hat er mir also gesagt, ob ich schon mal 'nen nackten Mann gesehen hätte. Da habe ich gesagt, meinen Vater so ein bißchen. Na, also er hat gesagt: fürchte dich nicht, mein Kind. Ich tu dir nichts, ich rühr dich nicht an. Und ich werde dir jetzt was zeigen, dafür wirst du mir dein ganzes Le-

ben dankbar sein. Und da habe ich gesagt, na also, was kann das sein? Er hatte einen großen Schreibtisch. Da standen lauter Elfenbeinelefanten, groß, kleiner, kleiner kleiner bis so klein. Das weiß ich jetzt noch. Ebenholz, schwarze und weiße. Es hat mir großen Eindruck gemacht. Es war sehr nett bei dem Mann. Und dann war es um mich geschehen.

Fichte: Da hast du nur noch onaniert?

Picard: Ich habe nur noch onaniert. Ich habe Orgien gefeiert in meinem weißen Zimmer, die waren happenings. Ungeheuerster, wunderbarster Art mit Blumen und Früchten und Parfum, und ich habe mich dazu geschminkt. Und so einen großen Spiegel hatte ich, so einen weißen Spiegel und einen weißen Schreibtischsessel, und da saß ich und habe immer nachgemacht so, wie es da gezeichnet war auf diesen – mit dem Mittelfinger und so gespreizt, und ich habe mich dabei angeguckt.

Fichte: Wie oft onanieren Mädchen?

Picard: Na, ich hab eigentlich jeden Tag zweimal onaniert.

Fichte: Und du hast dann dein ganzes Leben lang onaniert?

Picard: Ja, ich onaniere mein ganzes Leben.

Fichte: Jetzt auch noch?

Picard: Ja, natürlich.

Fichte: Hat eine Frau in deinem Alter noch Orgasmen?

Picard: Hach, mehr denn je.

III.

Das erste Erlebnis. Die Folgen. Die Folgen der Folgen.

Fichte: Lil, wann hast du das erste Mal mit einem Mann?

Picard: Kam also der große Picard, und nachdem er so vier Wochen mit mir durchs Laub geraschelt ist, hat er eines Tages gesagt: Wir wollen mal ein bißchen vor die Stadt gehen. Und da hat er mich auf den Rücken gelegt, und da hat er gesagt, also, das ginge nicht mehr mit dieser Madonnenart. Ich müßte ein richtiger Mensch sein, ich müßte eine richtige Frau sein. Er wird mir also zeigen, was das große Liebesglück ist. Kurz und gut – er hat mich da entjungfert. Es hat mir weh getan. In meinen Hintern ging dieser Stoppelacker rein, all die Stoppeln, das tat noch mehr weh. Ich stöhnte, er war so schwer. Es hat mir nicht gefallen. Es war grauenvoll, ich hab' nur geheult. Ich hab ' das furchtbar gefunden und hab ' gesagt: Nein, nein, nein, laß ' mich in Ruhe, ich krieg ' ein Baby. Und es geht nicht, und ich will das nicht. Also, es war furchtbar, und er hat mich getröstet. Und kurz und gut, wie ich nach Hause gehen will, da hatte ich mein Portemonnaie verloren. Und dann suchten wir im Stoppelacker nach dem Portemonnaie, und es wurde nicht mehr gefunden. In der Zwischenzeit ist es dunkel geworden. Und es war ein Fiasko.Dann bin ich durchgebrannt. Der Picard ist vor mir nach Berlin gegangen. Und an dem Abend, wo ich da ankam mit 'ner Postkutsche – da gab' s noch gar keine Autos –, mit 'ner Postkutsche, und ich hatte so viele Hutschachteln. Ich kam aus Straßburg mit lauter unmöglich verzierten Hutschachteln, und sehr chic und stank nach Parfum auf zehn Meter gegen Wind. Die Franzosen haben das ganze Parfum und die Moden gebracht nach Straßburg. Und ich habe für meine Flucht . . . . .

Fichte: . . . . Hüte gekauft?

Picard: Alles.

Fichte: Du warst 19 Jahre alt?

Picard: Ja. Da war ich in Berlin, nicht?, und das fing dann an, daß ich – die Literatur ist doch immer zwischen meinen mit der Liebe gegangen. Und ging mit ihm ins „Cafe des Westens" und habe da alle mögliche Literatur kennengelernt, auch Else Lasker-Schüler. Und die mich nur einmal angeguckt hat und gesagt hat Sacharin pupperl. Und ich war außer mir. Meine wunderbare Else Lasker-Schüler nennt mich Sacharin pupperl. Jetzt ist aber das Traurige passiert: Nämlich ich wurde nicht unwohl, und ich sagte: „Mein Gott im Himmel, wieso werde ich denn nicht unwohl? Was ist denn passiert?" Ich sagte zu Picard: Ich glaube, ich krieg ein Kind. – „Das wäre noch schöner, das kann doch gar nicht möglich sein. Wieso denn plötzlich?", und ich sagte: „Na, was weiß ich, wieso plötzlich? Es ist nicht gekommen". Damals gab es noch keinen Urin-Test. Wir haben nochmal vier Wochen gewartet und dann habe ich angefangen zu kotzen, morgens, mittags und abends, und mir war immer schlecht, und ich fraß dauernd saure Gurken und wollte nichts mehr wie saure Gurken fressen, und sah wie ein Jammer aus, und ich bin halb wahnsinnig. Was mache ich? Und ich habe schon viel zu lange gewartet, man darf ja gar nicht so lange warten.Und da habe ich an mir selber rumgepuzzelt, und das hat nichts geholfen. Und da habe ich alle Leute gefragt, und im Café des Westens hat der Picard gefragt, und da hatte er einen Dr. Traubner, das war so ein Arzt, so ein Wald-Wiesen, und der soll das machen, der hat gesagt, er kann das nicht, er schickt mich zu einem anderen. Er getraut sich das nicht. Er hat kein Zimmer, hat keine Vorrichtung. Er kennt da einen in Neukölln, und ich soll dahin gehen und sagen: ich komme von Dr. Traubner. Und der Picard hat mich da ganz allein hingehen lassen im Schnee und ich bin um acht Uhr angekommen in Neukölln bei diesem Arzt. Das war eine sogenannte abortion mill, da waren überall Frauen, und da war eine jüdische Krankenschwester und die sah mich

an. Da hat die zu mir gesagt: Sag mal, mein Kind, wie alt bist Du denn? Da habe ich erst gesagt, ich wäre 19. Da hat sie gesagt: Sie sehen aus wie 14. Ja, und wo ist denn der Mann, der dazugehört? Da habe ich gesagt: Na ja, der arbeitet. Ja, dann geben Sie mir mal seine Adresse. Und da habe ich die Adresse gegeben. Und da sagt sie: Ziehen Sie sich aus. Aber wie ich zu mir kam, war ich schon im Lazarettwagen mit einer durchstoßenen Gebärmutter, und die Krankenschwester saß neben mir und hat gesagt: Ja, ich weiß nicht, das ist eine Sauerei! Ich weiß nicht, was das hier .. ob wir sie retten können. Sie kommen jetzt in die Schumann-Klinik zu Dr. Straßmann. Und da kam ich hin, und da stand weiß, kreideweiß Herr Picard und hat gesagt: Butzel, Butzel, was ist denn passiert? Ich schwöre es Dir, ich rauche nie mehr im Leben eine Zigarette, wenn Du am Leben bleibst. Und dann wurde ich von zehn Ärzten ausgefragt, und Herr Straßmann in einer feldgrauen Litewka und ein Eisernes Kreuz I. Klasse auf der Uniform hat zu mir gesagt: Ja, also, Sie haben abgetrieben. Ich sagte: Nein. Wie heißen Sie? Lilly Benedict. Wie alt sind Sie? Und zog mir Berge von roten, blutigen Tampons da raus und fragte mich dabei aus. Sie haben das selbst gemacht! Sie wissen, darauf ist Gefängnis! Wie ist der Name von dem Arzt? Warum haben Sie das gemacht? Sie haben das selbst gemacht! Gestehen Sie es ein! Sie wissen, daß Sie Gefängnis bekommen. Sie wissen, daß Sie eine Sünde begangen haben! Sie werden nie mehr gesund werden. Sie werden wahrscheinlich sterben. So, jetzt unterschreiben Sie hier. Sie sind minderjährig. Ich habe nichts gesagt, nichts! Damals ist mein Protest losgegangen, gegen die Gesellschaft, gegen dieses Arschloch, diesen Straßmann, dieses Schwein, nicht, diese Gesetze. Da wurde ich, was ich heute bin. Das war mein großes Erlebnis. Und ich rede eigentlich ungern darüber. Ich kann kaum darüber reden. Ich bin völlig versaut worden, nie mehr gesund geworden, nie mehr Kinder gekriegt. Es war ganz grauenhaft, das Erlebnis. Es hat mich aber geformt. Das hat in mein kapriziöses, elegantes, amüsantes Leben den Ernst gebracht, die Politik gebracht, die Ernsthaftigkeit und Kampf. Damit habe ich Hitler überstanden. Ich habe ihn ja da gesehen, den Hitler. Und alles, was damit zusammenhängt, die Unmenschlichkeit, das Konzentrationslager, alles war da drin, in diesem, wie sie mir den Tampon da raus, das war, ich war völlig ausgestopft, und dann habe ich mich, nicht wahr, sie haben es mir erzählt, was sie gemacht haben, sie haben eine tolle Operation gemacht, sie haben mich ganz mit Salzwasserlösungen ausgewaschen und haben mir es zugenäht hinten, und ich lag dann unter den grauenvollsten Schmerzen wochenlang mit hohem Fieber. Ich bin eigentlich niemals gesund geworden, bis man das Sulfonamid erfunden hat.Nierenentzündung, Blasenentzündung, Eierstocksentzündung, also immer Fieber, immer wieder, immer krank, von einem Krankenhaus ins andere, grauenvolles Leben, und das hat zum Teil der Picard bezahlt, meine Eltern bezahlt, der Schwarz hat bezahlt, ich konnte nicht arbeiten, ich war todsterbenskrank. Das war also mein Anfang.

Fichte: Und wann hat man das Sulfonamid erfunden?

Picard: 23, glaube ich, ich war im Israelitischen Krankenhaus, und meine Mutter kam angereist. Die hat gesagt, also, entweder heiratet Dich der Picard, dieses Schwein, oder Du mußt zurück nach Straßburg. Und da hat Picard gesagt: Schön, ich heirate sie, und vom Krankenhaus bin ich mit Fliederstrauß aufs Standesamt in Schöneberg und habe geheiratet und am nächsten Tag hatte ich schon wieder hundert und soundsoviel Fieber, da kam ich schon wieder ins nächste Krankenhaus, von einem ins andere.

Fichte: Wieviel ist das, hundert?

Picard: Ach, hier ist das soviel, ich weiß nicht, 41 oder so. Ich habe furchtbares Fieber immer gehabt. Ich konnte nicht mehr auf der Straße gehen, ich ging da am Haus entlang, nicht wahr, ich hatte eine Sepsis, die ist durch den ganzen Körper gewandert. Im Israelitischen Krankenhaus, und da habe ich zu malen angefangen mit Pelikanfarben auf kleinen Blättchen Papier, a la Klee, und die Schwestern kamen da immer rein und haben gesagt: Ach, unsere kleine Künstlerin, und da war ein berühmter Chirurg, der hieß Zarewski, und da kam der eines Morgens rein und hat gesagt: Wir haben da aus Freiburg gehört, daß es etwas gibt, das soll Entzündungen schlagartig heilen, es ist ein ungeheures Experiment, und ich habe es bestellt, und wir machen's. Und jetzt ist sie ja mündig, und wir brauchen die Eltern nicht fragen. Wenn sie unterschreibt, dann wird's gemacht. Und da hat der Fritz und ich haben gesagt: Ja. Und da kam ein Riesenwagen mit allem möglichen, es wurde gekocht, und in eine Spritze gefüllt, es wurde mir in die Vene gemacht. Da habe ich drei Spritzen bekommen, und dann bin ich aufgestanden und hatte kein Fieber mehr. Ich habe mir das alles mal von der Seele geschrieben, aber es ist ein kollossaler Haß gegen Männer entstanden in mir, kolossal. Ich liebe keine Männer.Ich liebe nichts. Ich liebe nichts. Das ist sehr schwer zu sagen. Ich habe mich nie mehr verliebt. Ich bin noch zweimal schwanger geworden, noch einmal von Picard und noch einmal von dem anderen Mann. Aber dann ist es immer von selbst zu bluten angefangen im dritten Monat.

VI.
New Yorker Kunstmarkt

Fichte: Der Pariser Kunstmarkt hat Maler zerstört. Man hat Verträge mit Malern abgeschlossen, wie zum Beispiel mit Jacques Villon, und die Arbeiten eines Malers sein ganzes Leben lang im Keller gehalten.

Picard: Das ist alles hier auch passiert.

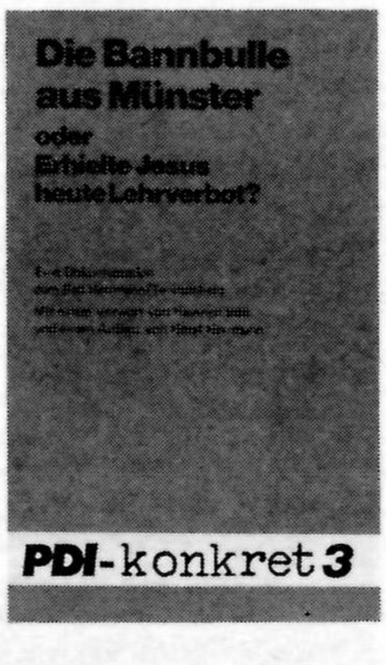
Fichte: Mit wem?

Picard: Da gab es einen Künstler, den man ausgegraben hat jetzt, das ist Nadelmann. Der hat jetzt in Pigny diese phantastische, der war bekannt, und dann ist er vollkommen in Vergessenheit geraten, und jetzt hat man ihn aus der Mottenkiste geholt.

Picard: Ich glaube, daß Rothko's Selbstmord, Pollock's Autounfall, der eine Art Selbstmord war, und Franz Kline's früher Tod damit zusammenhängen. Die sind einfach gemartert worden und, nachdem sie, sie waren hungrig und hatten keinen Pfennig Geld und dann sind sie plötzlich bekannt gemacht worden, da waren sie in Händen dieser Gangster, dieser Leute, die die Galerien haben, und wurden gezwungen, immer wieder dasselbe zu malen und haben die pressure nicht mehr ausgehalten. Ich bin jetzt unter pressure. Jetzt am Ende meines Lebens plötzlich will jemand etwas von mir, wo ich nie Geld hatte, ein Studium mir zu bezahlen, wo ich nicht weiß, wie ich meine Sachen finden kann, wo, hier sieht es aus, ich weiß gar nicht, wie ich den Katalog zusammenstellen soll. Ich würde mich nicht wundern, wenn ich im März, ne heart attack kriege und dot bin, ich würde mich nicht wundern. Denn es ist zu hart für mich. Mein Leben lang habe ich gewartet, durch die woman-Sache jetzt plötzlich wollen sie was von mir. Ich habe ja überhaupt nichts erreichen können, weil ich, diese Toughness nicht kann, da immer rumrasen, wenn man älter ist und sagen, ich bin gut, ich bin wunderbar, ich bin das Beste auf der Welt. Ihr müßt mich ausstellen, und wenn man mich hier rausschmeißt. So werden alle behandelt, und das fressen die, und das machen die jungen Leute, und das machen sie, bis sie rankommen. Die tun das nicht, die lassen das Zeug da. Und die kommen an, und die rufen wieder an, hundertmal, hundertmal, und wenn dann die Leute die Intensität sehen, mit der ein Künstler was werden will, das imponiert ihnen hier.

Der neue Simmel

Der Bestseller-Autor Johannes Mario Simmel ist dem „Presseausschuß Demokratische Initiative“ (PDI) beigetreten. Der PDI ist ein Zusammenschluß von rund dreißig Schriftstellern und Publizisten, unter ihnen zum Beispiel auch die KONKRET-Autoren Chotjewitz, Engelmann, von der Grün, Jens, Kroetz, Erika Runge, Wallraff, Walser und Zwerenz. „Mein Eintritt in den PDI“, erklärte Simmel gegenüber KONKRET, „erfolgte angesichts der rapide schwindenden Liberalisierung in der Bundesrepublik und insbesondere auf den neuen („Gewalt“-) Paragraphen 88a, der mich als deutschsprachigen Schriftsteller, der in der BRD publiziert, auf das tiefste beunruhigen muß.



Jüngstes Ergebnis der Zusammenarbeit zwischen PDI und KONKRET ist eineDokumentation über den Entzug der Lehrerlaubnis für den Münsteraner Kirchenrechtler Prof. Horst Herrmann mit einem Vorwort von Heinrich Böll: „Die Bannbulle aus Münster, oder: Erhielte Jesus heute Lehrverbot?“, 120 Seiten, 5,90 Mark (zu beziehen über: Pressedienst Demokratische Initiative, Münzstr. 3, 8000 München).

Schade um die Fichten

Yeah. Musik. Springer versuchts nochmal. Mit einem ausgeluschten Schieber aus der Magazinkiste: „Musik-Joker / Zeitung für Musik und Freizeit“. Eine Mark, monatlich; demnächst – wenn keiner aufpaßt – vielleicht öfter. 48 Seiten. Aus Zeitungspapier, Holzanteil 80 %. Schade um die Fichten.

Sieht aus wie Bild am Sonntag. Wird auch in der gleichen Redaktion gemacht. Praktisch. Gibt's überall. 300 000 haben sie für den Anfang drucken lassen, 170 000 verkauft, 70 000 vor Schulen verschenkt. Großzügig. Eine Seite Vierfarbanzeige kostet 8400 Mark. Preiswert. Vergleichsweise. Bei Bravo 27 000. Dafür drucken die auch mehr. Eine Million jede Woche.

Crash. Hieß der Vorläufer von Joker. War aber für die Marktlücke mit acht Seiten zu 50 Pfennig nicht breit genug. Hat Springer gemerkt und aufgekauft.

Die Herren von BamS werden von ein paar Musikfachleuten unterstützt. Zum Beispiel Raoul Hoffmann. Komisch, den fand ich doch früher ganz gut. Warum macht er das? Wie findet er die Zeitung? Kann er nicht sagen. Ich soll doch den Winfried Trenkler fragen, Disc-Jockey beim WDR.

Udo Lindenberg. Fand ich auch ganz gut. Gibts jetzt zum Aufpusten. Lebensgroß. Für 20 Mark. „Da habt ihr immer was zum Anfassen.“ Außerdem sucht er eine Girls-Band. „Die große Chance für alle Mädchen. Kess, offenherzig, stürmisch“ will er sie haben. Scharf. Vornedrauf Mick Jagger mit seiner Frau, fotografiert von Leni Riefenstahl. Gucken sich an, die beiden, aber wie. Echt cool. Dann die Überschriften: „Pop-Stars sind Schwerstarbeiter Die Mattscheibe kann tödlich sein“. Kritisch. Oder: „Trümmer pflastern seinen Weg. Keith Moon von den Who“. Irre, der Typ. „Frank Zappa: Endlich kann ich spielen, wie ich will“.

Das wollen wir alle können. Können wir aber nicht. Macht aber nichts, weil, lesen ist auch schön.

Auf der zweiten Nummer die Beatles. Ein ganz altes Foto,

Joker – Springers neue Schaffe für Teenies: Es ist keine Zeitung, es ist nur als ob . . .

im nette-Jungen-aus-Liverpool-Look. Egal. Kommen nochmal aus der Kiste: „Jetzt sprechen wir. Die Wahrheit über das 78-Millionen-Angebot.“ Das wollen sie nicht annehmen. Sind in der Joker-LP-Hitparade mit Stücken von früher. Auf dem achten Platz Heino mit: „Seine großen Erfolge 5“. Nummer 10 Elvis mit „Elvis Forever“. Mamma Mia von Abba auf Platz 2 zurückgefallen. Schade. Trotzdem: Vielen Dank. Radio- und Fernsehprogramm gibts auch. „650 Stunden Rock und Pop, viel Futter für die Ohren – einen ganzen Monat lang.“ Und: „Das Fernsehen wird munterer: mehr Musik und mehr zum Lachen“. Dufte. Ganz herzlichen Dank an die BamS-Popgruppe aus der Hamburger Kaiser-Wilhelm-Straße. Ihr Häuschen ist übrigens mit Stacheldraht eingezäunt, ganz hoch. Und hoffentlich hält sich unser Joker.

Springers „Poster-Press“ gab nämlich nach einigen Ausgaben im Herbst 74 auf; so auch der St.-Pauli-Verleger Drießen mit „Musik Revue“. Und Gruner und Jahr hatte extra die Rechte vom amerikanischen Magazin „Rolling Stone“ gekauft, blieb dann aber mit dem geplanten „Life“ schon bei der Nullnummer stecken.

In Deutschland scheinen Musikmagazine für den dem „Bravo“-Stil entwachsenen Leser schwierig zu machen zu sein. In England sind solche aus kleinsten Anfängen und unter kundiger Hand gewachsene wie „New Musical Express“ und „Melody Maker“ und in Amerika solche wie „Rolling Stone“ längst profitable Großunternehmen geworden.

Hier sind sie wie „Flash“ an der zunehmenden Unlust der Macher gescheitert oder von der zuständigen Industrie aufgekauft worden wie „Riebes Fachblatt“.

Sieht aus wie Bild am Sonntag. Wird auch in der gleichen Redaktion gemacht.

Der News-Wert von „Joker“ entspricht ungefähr dem der „Neuen Post“. Und sogar die Kleinanzeigen der Leser sind ihres Gebrauchswertes beraubt. Der „Lead Sänger“, der eine Gruppe sucht, folgt nur dem Zweck, beim so-Tun-als-ob mitzumachen. Manche tun beim Tanzen so, als spielten sie Gitarre. Tatsächlich können sie aber gar nicht spielen. Und wenn man diesen Joker kauft, kriegt man auch gar keine Zeitung. Es ist wirklich nur, als ob.

Yeah! Right on, Springer! Und dann bis zum nächsten mal: schön aufpassen, liebe Pop-Freunde! Vielleicht startet die FAZ mal was mit Ilja Richter.

Gerd Hortmeyer

kultur konkret

Hat der Juso nun das Kind gebissen oder wie?

Seit vier Jahren vertreibt Klaus Staeck diese Grafik:

Inzwischen ist sie in einer Auflage von 250 000 Stück verbreitet, wurde auch in KONKRET reproduziert, was jetzt gerichtskundig wurde. Denn ausgerechnet kurz vor der nächsten Bundestagswahlen meldete sich Ende Februar der Springer-Verlag mit einer einstweiligen Verfügung. Allen Ernstes versicherten dessen Manager, das Staeck-Plakat jetzt erst zum erstenmal gesehen zu haben. Richter Engelschall vom Hamburger Landgericht wollte ihnen das nicht so recht abnehmen, konnte doch Staeck nachweisen, daß in ihren eigenen Zeitungen mehrfach über das Plakat berichtet wurde. Somit wurde die einstweilige Verfügung gegen dessen Weiterverbreitung schon aus Termingründen hinfällig. Dennoch hat die Posse Beachtliches zu Tage gebracht. Zum Beispiel die eidesstattliche Versicherung des Wolfgang Müller, Leiter des Vorstandssekretariats der Springer AG: „Diese der Bildzeitung vom 11. August 1972 (die Staeck in seiner Collage verwendete) unterschobene Schlagzeile hat es nie gegeben." Die Zeiten für Satiriker sind wirklich schlecht geworden.

Net bloß da Wein follt eahna ein

Wiener Schmäh ist charmant und in. André Heller so herrlich dekadent und Erika Pluhar so schön tiefsinnig, wenn es um Sinnloses geht.
Ein Paar kämpferische Wandervogelakkorde auf der Klampfe, viermal Kapital, fünfmal Proletariat und am Besten genauso oft Revolution gebrüllt – fertig ist das politische Lied.
Doch was die Wiener Gruppe „Schmetterlinge" auf ihrer Platte „Lieder fürs Leben" produziert hat, paßt in keines dieser Klischees: Da reitet John Wayne alias Henry Kissinger durch die Welt „und bringt die Ordnung der Konzerne wieder her", im „Tango von der Heiligkeit des Lebens" schwärmen die Ärzte von dem Geschäft mit der verbotenen Abtreibung, und „Antagon", der unverbesserliche Kleinbürger, bleibt allen Anfechtungen zum Trotz standhaft ein Mann der Mitte. Die Texte des Wiener Lyrikers Heinz Unger und Jura Soyfers (ein Dichter aus Wien, der 1938 im KZ Dachau umgebracht wurde) zeigen, daß es möglich ist auch ohne die „Methode Holzhammer" gute politische Lieder zu schreiben.
Dem entspricht auch die Musik der Schmetterlinge – früher machten alle fünf kommerzielle Popmusik: Sie passen ihre Melodien dem Inhalt an, so daß alles vorhanden ist: Vom dekadenten Tango bis zum „Blues in Rot".

„Alle müssen Scheiße brüllen! Alle, habe ich gesagt!"

Ein Schauspieler des Hamburger Thalia-Theaters, der sich hier begreiflicherweise „Knurrhahn" nennt, hat sich „einige Gedanken über schmerzlich empfundene alltägliche Abhängigkeiten" gemacht. Entfremdung gibt's halt nicht nur am Fließband.

„Zwei Drittel aller Arbeiten, die wir während eines menschlichen Daseins verrichten, sind überflüssig und also lächerlich, insofern sie auch noch mit ernster Miene vollbracht werden. Es ist Arbeit, die sich um sich selber dreht." (Max Frisch)
Warum muß das so sein? Warum erdulden täglich Kollegen eine Arbeit, die sie lähmt, psychologisch, physisch, geistig? Warum akzeptieren sie, warum akzeptiere ich einen Regisseur, der herumschreit, droht, schmeichelt und seine Schauspieler kaserniert zu sinnlosem Tun?
Jeder der Kollegen denkt tagtäglich Ähnliches, aber jeder denkt es für sich allein, keiner vertraut sich dem anderen an. Der könnte es kolportieren, Pluspunkte sammeln bei denen, die ihn dafür vielleicht mit einer Rolle belohnen. Der Regisseur weiß das. Wer wider den Stachel löckt, wird daher coram publico abgebaut, in die Isolation des die „gemeinsame Sache" gefährdenden Außenseitertums gedrängt. Die Trumpfkarte mit Existenzangst und Arbeitslosigkeit läßt er im Ärmel. Die braucht er nur selten zu ziehen; dann aber knallt er sie mit wohlberechnetem Schwung auf den Tisch. Fast immer aber genügt schon ein Blick, ein gut getimtes Wort, dem Schauspieler seine Bedeutungslosigkeit und seine sofortige Ersetzbarkeit vor Augen zu führen. Der Schauspieler weiß das. So reagiert er mit Gehorsam, der ihn dumpf macht und einengt. Er ist freundlich auf Verlangen. Sein Ich gehört der Institution und daher auch dem Regisseur. Die Institution „schenkt" ihm seine Existenz. Und sollte er trotz allem noch die Fähigkeit haben, sachlich zu registrieren, was um ihn herum geschieht, behält er es geflissentlich für sich. Denn er hat Angst. Von der lebt der Regisseur. Z. B.: Der Regisseur hat keinen Einfall. Stundenlang nicht. Die Schauspieler, von ihm immer wieder ziellos hin und hergejagt, sagen plötzlich „Scheiße". Das Wort „Scheiße" greift der Regisseur sofort auf und sagt, das sei überhaupt die Lösung der Szene. „Alle müssen Scheiße brüllen, alle, habe ich gesagt", schreit der Regisseur, als ein Schauspieler aus Zweifel nicht brüllt. „Oder willste Du Terror machen". Sofort entschuldigt sich der Schauspieler. Jetzt brüllen alle „Scheiße". Nach fünf Stunden. Der Star der Inszenierung schaut zu, klopft dem Regisseur auf die Schulter. „Phantastisch, wie du das gemacht hast", sagt er. „Aber das ist doch Schwachsinn", sagt jetzt ein anderer. Des Regisseurs Gesicht verzerrt sich. Die Probe wird unterbrochen. Es wurde Widerstand geleistet. Sofort ruft der Regisseur nach dem Intendanten. Der erscheint auch sogleich, tätschelt ein wenig den Regisseur und sagt dann, den Schauspieler ins Visier nehmend, mit Eiseskälte: „Wenn Ihnen das hier nicht paßt, können Sie gehen. Es gibt genug begabte stellungslose Schauspieler". Der Regisseur nickt zustimmend und murmelt: „So ist es". Der Schauspieler weiß wieder, wo er steht. Der Regisseur räkelt sich, macht ein paar Witzchen und glaubt, soeben im Stück einen Satz von gesellschaftskritischer Relevanz entdeckt zu haben.

Klassen-Klampf

Ein starkes Star-Aufgebot können die SDAJ und der MSB Spartakus auf ihrem „Festival der Jugend" am 24. April in der Dortmunder Westfalen-Halle bieten: Neben Degenhardt, Süverkrüp, Floh de Cologne, neuerdings auch Hannes Wader und Knut Kiesewetter, die fast schon auf linke Massen-Feten abonniert sind, kommen „Randy Pie" und „Atlantis". Für die hohe Kultur gibt's das „Berliner Ensemble", für den Sport diverse Weltmeister und für die Politik Angela Davis. Außerdem haben aus USA zugesagt: Dean Reed und – allerdings noch nicht endgültig – Joan Baez.

Hermann L. Gremliza

Dumm wie die Nacht

Der Spätkommentar im Deutschen Fernsehen

Der Fall Nowottny

Tagesschau-Spätausgabe vom 11. März, 22.30 Uhr. Friedrich Nowottny (WDR) kommentiert die Konjunkturdebatte des Deutschen Bundestags.

Spätabends, irgendwann zwischen zehn und Mitternacht, wenn noch Millionen nach des Tages Müh und Dalli-Dalli wehrlos vor den Geräten hocken, ist im Deutschen Fernsehen Terror angesagt. Wahrheit, Logik, Kritik schlafen schon, wenn die Ausgewogenheit losgelassen wird: „Den Kommentar spricht heute . . .“

Und Friedrich Nowottny, zum Beispiel, hebt an:

„Das Datum der heutigen Konjunkturdebatte, meine Damen und Herren, war pikant.“

Ein Blick auf den Kalender machte klar, daß der 17. 5. (Tag des deutschen Herrenwitzes) nicht in Betracht kam. Was aber war bloß am 11. 3. pikant?

„Die Bundesregierung huldigte dem Konjunkturfrühling, die Opposition stellte Ursachen der tiefen Wirtschaftsflaute dar. Und aus vielen Städten war der Lärm von Tarifauseinandersetzungen zu hören.“

Doch, das ist schon pikant: Tarifauseinandersetzungen machen „Lärm“, Lärm ist Umweltbelästigung, vor Lärm muß man sich schützen. Wer macht Lärm? Die „Tarifauseinandersetzungen“. Wer löst Tarifauseinandersetzungen aus? Die Unternehmer? Die wollen nur ihre Ruhe. Die Gewerkschaften machen Lärm. Hätte Nowottny es so gesagt, wären viele aufgeschreckt worden, die Stimmung hätte sich in diskutable Information aufgelöst, die Wirkung wäre verpufft. So lügt die Ausgewogenheit.

„Auffallend war, daß weder Bundeswirtschaftsminister Friderichs noch die Sprecher von SPD und FDP bei der Wertung des sich abzeichnenden Aufschwungs in Euphorie verfielen . . .“

Die nächste Stimmungswoge schwappt übern Schirm, gut 90 Prozent der Zuschauer wissen so wenig was Euphorie bedeutet, wie Nowottny selbst. Euphorie heißt, übersetzt in die Sprache, deren Nowottny nicht mächtig ist, nämlich in Deutsch: „Subjektives Wohlbefinden Schwerkranker, das häufig kurz vor dem Tod eintritt“. (Nur deshalb war ja auch das Wort „Reformeuphorie“ stets treffender als alle Fernsehkommentatoren, die es dutzendfach gebrauchten, je ahnten. Im Klima der Ausgewogenheit entsteht Wahrheit nur noch als sprachlicher Unglücksfall.)

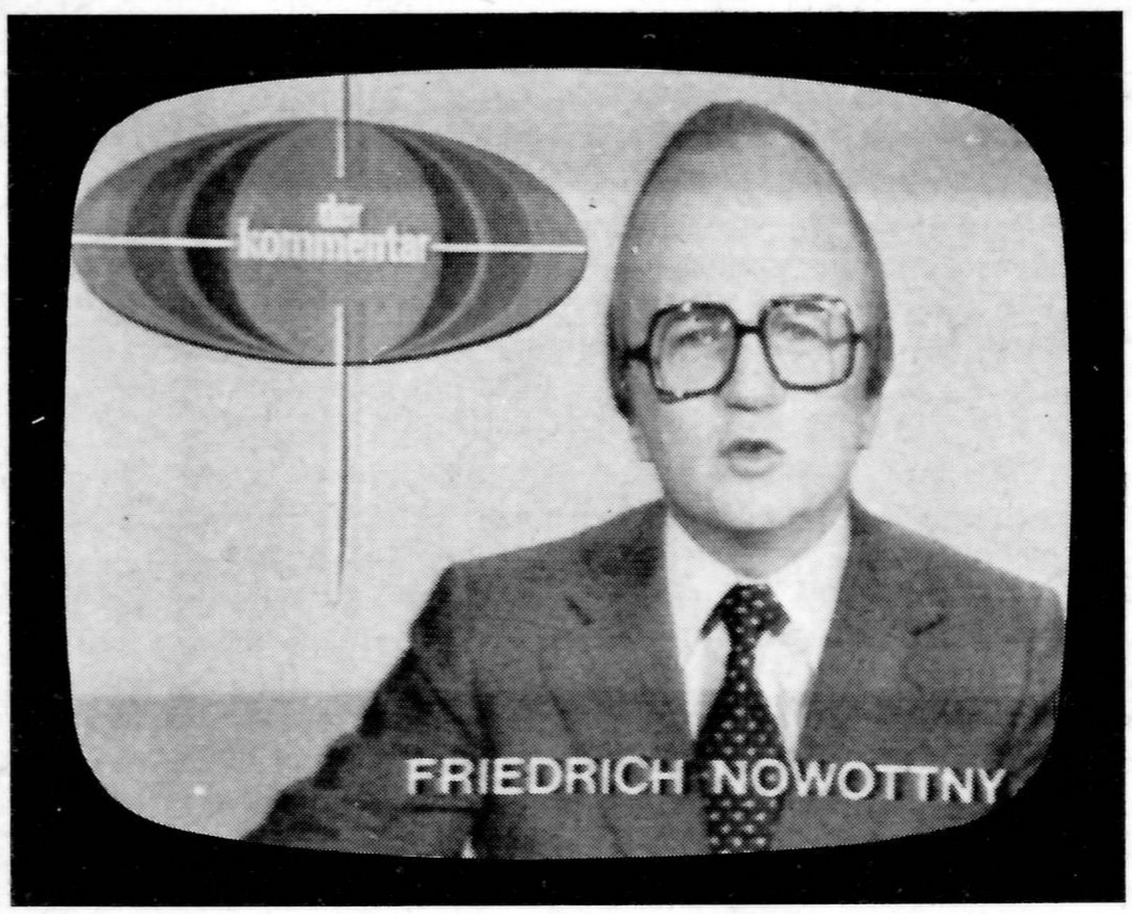
Nowottny stimmt weiter, läßt die *„OECD konjunkturellen Optimismus versprühen“* – wobei er hier vermutlich, im Gegensatz zu den Arbeitslosen vor den Geräten, weiß, was das Kürzel heißt – und findet zu der Pointe:

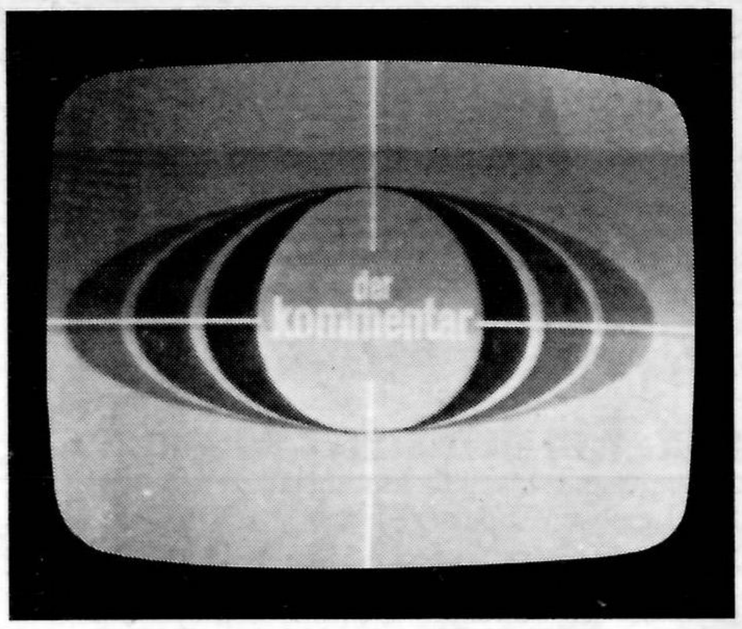
„Erfahrungen machen klug, Fehleinschätzungen machen klüger . . .“

und am allerklügsten macht der Quark, wenn man ihn nur genügend breit tritt. Da naht *„eine schwache, zarte Aufschwungsphase“*, der *„Hauch einer besseren Chance“* – nämlich für die Unternehmer, 1976 den Reibach ihres Lebens zu machen. Daran sollen die Arbeiter nach Möglichkeit nicht partizipieren. Wie bringt man diese Message in Millionen Haushalte, ohne daß die Betroffenen sie *so* verstehen? Das ist Nowottnys Problem – und er löst es: Das Verlangen der Gewerkschaften

„nach mehr als nur einem Inflationsausgleich“

(richtig: nach der Verteidigung der Reallöhne)





„wird von den Unternehmern mit dem berechtigten Hinweis gekontert, daß jetzt die Zeit gekommen ist . . .“

nicht „sei“, wie es in indirekter Rede heißen müßte. Doch diesmal ist's kein Sprachfehler, sondern System und in vielen Nachrichtensendungen so zu hören: Der Gewerkschaftsführer behauptete, die Zeit *sei* reif, die Unternehmer stellten fest, daß die Zeit gekommen *ist,*

„um Investitionen, Neuanschaffungen vorzunehmen, die nicht vorgenommen werden konnten“

(richtig: hätten vorgenommen werden können)

„als Kostenexplosion und Inflation die Substanz der Firmen verringerten.“

Es hätte natürlich heißen müssen: verringert hätten. So wird auf dem Weg vom Konjunktiv zum Indikativ die Unternehmer-Meinung zur Fernseh-Wahrheit.

„Die heutige Debatte mit den Appellen zur Mäßigung in der Lohn und Preispolitik . . .“

Das Wort Preis fiel bisher so wenig wie das Wort Arbeitslosigkeit – und wir halten beim drittletzten Satz . . .

„. . . war also mehr als eine Zwischenbilanz.“

Debatte mit Appellen gleich Bilanz. Da lachen ja die Buchhalter, aber die üben im Gegensatz zu Fernsehkommentatoren einen Beruf aus, den sie erlernt haben. Diese Bilanz also

„sah zwar gut aus, ob sie von Bestand ist, das hängt auch davon ab, wie die laufende Tarifrunde ausgeht, ob . . .“

Und hier wird die Stimmungsmache plötzlich zur Stimmungskanone

„. . . ob die Vernunft stärker ist als der Wunsch, Kasse zu machen – koste es, was es wolle.“

Das ist Ausgewogenheit. Keine Information, keine Beweisführung, Optimismus sprüht, Euphorie verfällt, Daten sind pikant, Fehleinschätzungen machen klüger, der Hauch einer Chance einer schwachen zarten Phase, Mäßigung, Vernunft . . . und im übrigen sind die Gewerkschaften – koste es, was es wolle – dabei, über unsere Leichen zu marschieren.

Es wird vorgeschlagen, solche Kommentare künftig von Hanns-Martin Schleyer direkt sprechen zu lassen. Er ist zwar nicht so ausgewogen. Aber er ist unter den Propagandisten der Industriellen-Verbände immerhin der bessere Journalist.

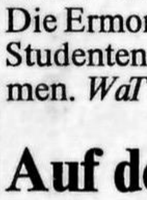
WAGENBACHS

Franz Kafka. In der Strafkolonie

Eine Geschichte aus dem Jahre 1914. Mit Quellen, Abbildungen, Materialien aus der Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt, Chronik und Anmerkungen von Klaus Wagenbach. *WaT 1. 96 Seiten. DM 4,–*

Faust. Ein deutscher Mann

Die Geburt einer Legende und ihr Fortleben in den Köpfen. Lesebuch v. Klaus Völker. *WaT 2. 192 S. DM 6,50*



1848/49: Bürgerkrieg in Baden

Chronik einer verlorenen Revolution. Zusammengestellt von Wolfgang Dreßen. *WaT 3. 160 Seiten. DM 6,–*

Länderkunde: Indonesien

Die Menschen, das Land, die Kultur und was die holländischen Räuber daraus gemacht haben. Von Einar Schlereth. *WaT 4. 128 Seiten. DM 5,50*

Schlaraffenland, nimms in die Hand!

Kochbuch für Kommunen und andere Menschenhaufen (Gesellschaften, Freunde usw.) sowie isolierte Fresser. *WaT 5. 192 Seiten. DM 7,50*

Peter Brückner, ». . . bewahre uns Gott in Deutschland vor irgendeiner Revolution!«

Die Ermordung des Staatsrats v. Kotzebue durch den Studenten Sand im Jahr 1819. Über Hochschulreformen. *WaT 6. 128 Seiten. DM 5,50*

Auf dem Langen Marsch

Die Wende in der chinesischen Revolution, von Teilnehmern erzählt. Hrsg. D. Albrecht und D. Betke. *WaT 7. 160 Seiten. DM 7,–*

Die Geschichte des Docktor Frankenstein

und seines Mord-Monsters oder Die Allgewalt der Liebe. Von der Mensch-Maschine zur Gewalt-Maschine. Zusammengeschnitten und herausgegeben von Susanne Foerster. *WaT 8. 128 Seiten. DM 5,–*

Babeuf. Der Krieg zwischen Reich und Arm

Artikel, Reden, Briefe von Gracchus Babeuf. Herausgegeben und kommentiert von Peter Fischer. *WaT 9. 128 Seiten. DM 6,–*

William Beckford: Die Geschichte des Kalifen Vathek

Ein Schauerroman aus dem britischen Empire. Kommentare von Gisela Dischner. *WaT 10. 192 S. DM 7,50*

1886, Haymarket

Die deutschen Anarchisten von Chicago. Lebensläufe und Reden. Herausgegeben von Horst Karasek. *WaT 11. 192 Seiten. DM 7,50*

Die Schlacht unter dem Regenbogen

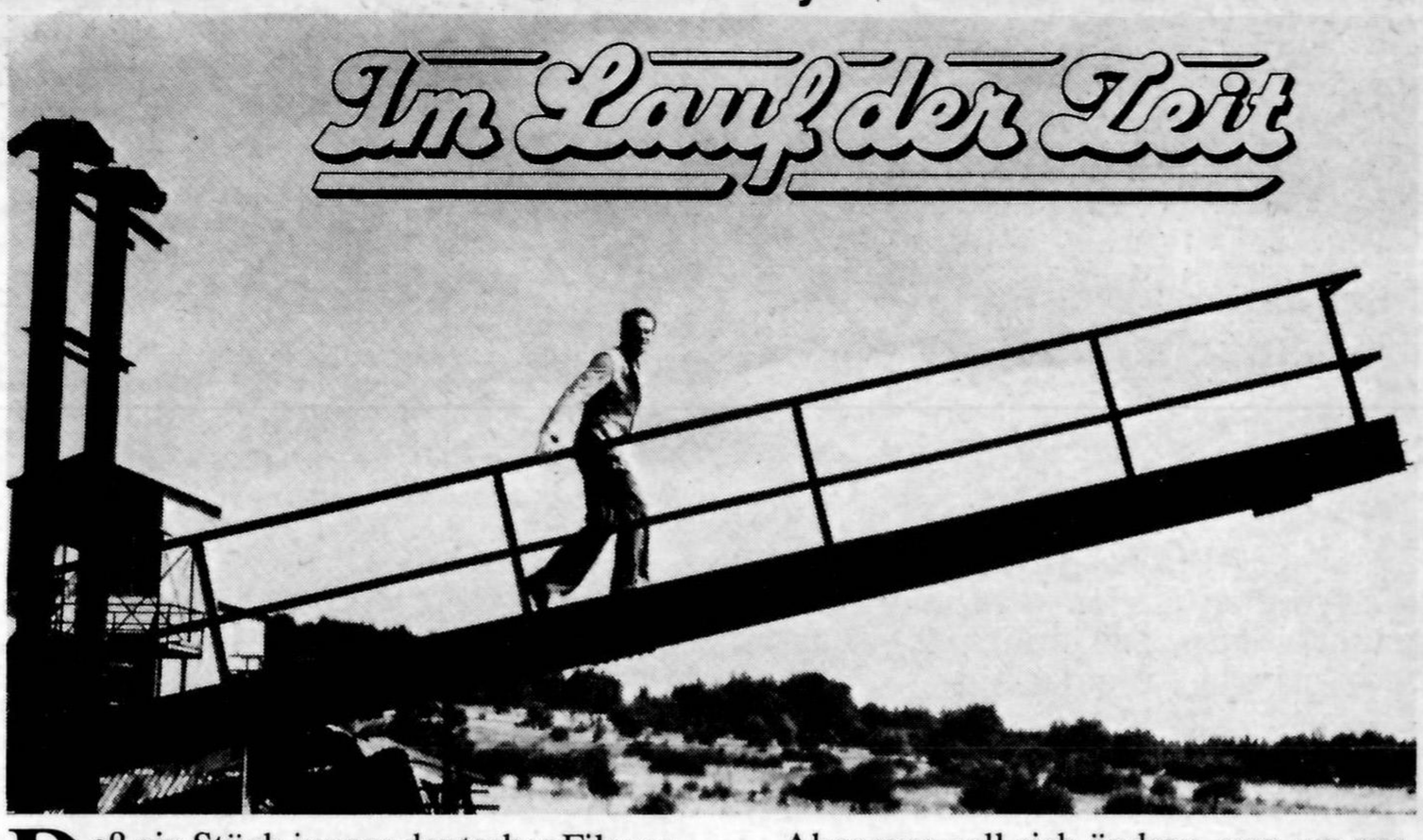
Frankenhausen 1525, ein Lehrstück aus dem Bauernkrieg. Von Ludwig Fischer. *WaT 13. 192 Seiten. DM 7,50*

Zapata

Barbara Beck und Horst Kurnitzky: Bilder aus der mexikanischen Revolution. *WaT 14. 160 Seiten. DM 6,50*

TASCHENBÜCHEREI

Horst Tomayer:



Im Lauf der Zeit

Daß ein Stück junger deutscher Film senil ist und, apropos Wim Wenders, nicht „Im Lauf der Zeit", sondern vor seiner Zeit vergreist, wäre kein Beinbruch, wenn die Zielgruppe dieser Produkte der „Neuen Innerlichkeit" Alarm schlüge.

Es ist aber so, daß die jüngste, sagen wir statt Spielerei „Arbeit" des Münchener Sensibilisten Wenders (Image: Anzug aus den fünfziger Jahren, Musik aus den vierziger Jahren, das Gesicht zeitlos) Kasse macht und Eindruck bei Leuten, die so um die Dreißig, links oder liberal und also politisch auf dem Quivive sind.

Und es ist so, daß es weniger erschütternd als erheiternd ist, im Kino mitansehen zu müssen, wie diese Apo-gehärtete Schicht mit vermutetem Durchblick und entsprechendem Engagement unter dem sanften Druck des Filmreisebüros Wim Wenders schmilzt wie der Schnee im Julei.

Es herrscht, – man spürt es von Vorstellung zu Vorstellung wie Sonne und Wasser auf der Haut: Ferienstimmung im Dunkel. Vergessen scheint, was sich „im Lauf der Zeit" in diesen Köpfen an Erkenntnissen angesammelt hat und an Fähigkeiten, einen faulen Zauber zu durchschauen, Falsches wahr- und auseinanderzunehmen. Aber es wird nicht gesehen, es wird gestiert. Es wird nicht gehört, es wird gelauscht. Es wird nichts begriffen, es wird konsumiert. Einer sagt es dem andern. Auf scene-deutsch: Ein irrer Film, ein wahnsinnig schöner Film, ein irre-trauriger Film.

Und erst die Berufsbeobachter. Wolf Donner, der im Laufe der „Zeit" Chef der Westberliner Filmfestspiele geworden ist, er muß Wenders viel schulden, bei solchen Zins-Sätzen:

„Ein Männer Film ohne frauenfeindlichen Zynismus der amerikanischen Vorbilder" – „zwei Szenen berstend von Dichte und Kraft, eine Introduktion übersprudelnd von Handlung wie die Einleitungssätze der Erzählungen Kleists." – „Zwei Träumer und Narren, Metaphysiker der Landstraße, zwei deutsche Hamlets, die mit den Vätern hadern, den Gang zu den Müttern antreten und ins weite Land der Seele reisen". – „Die Straße, eine einsame Kriechspur in die deutsche Provinz und die Landschaft eine unendlich traurige Ödnis, getränkt in Schwermut: das geistige Terrain ‚Toter Seelen'." (Auch ein Einfall: Die Filmkritik als kongenialer Abspann zum Film, auch als Vorfilm denkbar!).

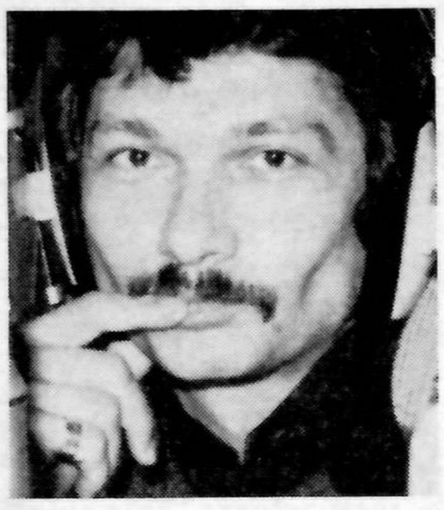
Aber was soll sich ändern, von wo aus, warum und wozu? Drei Stunden erfährt kein Mensch im Kino, was mit den beiden wirklich los ist. Dabei verlangt niemand nach dem Holzhammer, also daß sich der Kinder-Psychologe „im Laufe der Zeit" ausmärt, über die Schwierigkeiten an seinem Institut, über Planstellenkürzungen und Theoriefights. Und warum er Zoff hat mit seiner Frau, die er in Abständen anruft. Und auch dem Überlandfahrer will niemand das Geständnis vor der Kamera abpressen, daß er, ob er und wo er organisiert ist. Was passiert wirklich (außer – falsch, *damit* das Publikum spurt)?

Da ist der von Hanns Zischler vorgelegte Kinder-Psychologe, der (auf dein Wohl, Symbol) mit leerem Koffer seiner Frau ausgerissen ist und sich mit dem VW in der Elbe ertränken will. Und da ist der Rüdiger Vogler-Typ, der seit Jahren solo in seinem Lkw unterwegs, die Projektoren in den Kinos der westdeutschen Ost-Provinz wartet und repariert. Er nimmt den Ausgeflippten als Untermieter für eine Weile in seinem Lkw auf, bis sich die beiden nach ein paar hundert Kilometern wieder entzweien, mit dem Versprechen: „Es muß sich alles ändern."

Aber Wenders hat nicht nur diese beiden, er hat alle Figuren in seinem Kabinett so radikal abgenabelt von den wirklichen Verhältnissen, nur damit er sie zu schönem Horror-Show-Zweck in seinem idealen Spiritus-Glas ausstellen kann. Aller Ortsbewegung zum Trotz wirken diese Gestalten nicht nur, sie sind: statisch. Sie haben kein soziales Feld unter den Füßen, sie treten auf der Stelle.

Und wie Wenders seine Figuren gesellschaftlich isoliert und ausschließlich subjektiv erklärt und vorführt, in einem rein individuellen Beziehungssystem, zwingt er auch die „Landschaft" in seine Unterhaltungsdienste, beutet er aus, was er seinem Publikum anbietet, seinem Publikum, das „normalerweise" mit dem Rücken an der Wand gegen reaktionäre Trends kämpft: Ein optischer Rausch, angerichtet mit leicht verdaulichem Musikkitsch.

Da gibt es nur eine Entschuldigung: Der politische Druck gegen die Linke hat bereits so heftige Formen angenommen, daß sie sich mit derartigen Tranquilizern (von Innenminister Maihofer mit einer viertel Million und der ARD mit 200 000 Mark finanziell unterstützt) ein bißchen Entspannung verschaffen zu müssen glaubt.



„Wie oft sind wir geschritten auf schmalem Negerpfad..."

Henning Venske hat das neue Liederbuch der Bundeswehr gelesen. Er fand Dümmliches in Fülle, in jeder Preis- und Tonlage, dafür weniger offen Reaktionäres als erwartet, doch immer noch mehr als erträglich

Nun kommt er also als Wehrpflichtiger zur Bundeswehr, der Alois Punzenschlekker. Abitur hat er und ein Rock'n Roll-Fan ist er. Besitzt Jimi Hendrix' gesammelte Werke und hat seine Englischkenntnisse vorwiegend aus dem Melody Maker bezogen. Die Bigband der Bundeswehr unter der Leitung von Günter Noris hat er ein paarmal im Fernsehen gesehen und dann ins dritte Programm umgeschaltet. Singende Uniformierte sind ihm auch schon vors staunende Auge geraten: der Chor der Roten Armee und die blauen Jungs von der Gorch Fock – ebenfalls im Fernsehen. Im Film haben Alois Punzenschlecker singende Marschkolonnen der 1000-jährigen Wehrmacht nur mäßig beeindruckt, und wenn er bei todernsten Anlässen (im Fernsehen) „Ich hatt' einen Kameraden" hörte,

Bundeswehr-Inspirator Heino: „Gute Nacht, Kameraden"

war es ihm nie vergönnt, pathetisch zu empfinden. Alois Punzenschlecker kann als durchschnittlich musikalisch gelten.

Nun bekommt er also das neue „LIEDERBUCH DER BUNDESWEHR" in die frischbestallten Landserhände gedrückt, um gerüstet zu sein zur Feier, auf dem Marsch, in geselliger Runde bei Biwak, Bordfest und Kompanieabend. Alois Punzenschlecker – wiewohl ein Opfer des Numerus Clausus, so doch des Denkens kundig – beginnt zu blättern: „Ein feste Burg ist uhunser Gott, ein gute Wehr und Wahahaffen" – er kann's nicht finden. Hat man im Führungsstab der Streitkräfte, der das Buch in Zusammenarbeit mit dem auf diesem Gebiet recht routinierten Voggenreiter-Verlag zusammengestellt hat, die Militärgeistlichkeit überspielt? Ist man gar – nach traditionell leidvollen Erfahrungen – zu der Ansicht gelangt, daß der liebe Gott eine so gute Waffen nun auch wieder nicht sei?

Alois ist es egal, er ist nicht fromm. Schon eher glaubt er an eine POPallmacht – nur ist Heino nicht gerade ein vielversprechender Prophet. Zu seinem Leidwesen sind Heino-Gesänge reichlich vorhanden in diesem Liederbuch – „Schwer mit den Schätzen des Orients beladen", „In einem Polenstädtchen" und so was. Ach schau an: Reinhard Mey ist auch dabei! „Über den Wolken" – wer soll das bloß singen, diesen komplizierten Rhythmus? Na ja, vielleicht findet sich auf dem Fliegerhorst Jagel eine Starfighterstaffel während des Genesungsurlaubs zusammen...

Alois Punzenschlecker ist durchaus fasziniert von diesem Bundeswehrliederbuch. Zu Hause hatte er auf dem Dachboden mal das „Liederbuch der Kriegsmarine" gefunden, vom Oberkommando der Kriegsmarine 1940 auf Kiel gelegt, und er hatte noch sehr gelacht, als sein Vater sagte, daß der Filbinger jeden Abend seiner Familie daraus vorsingt. Und jetzt findet er hier einige gute alte Bekannte aus dieser Schwarte wieder: „O hängt ihn auf! O hängt ihn auf! O hängt ihn auf, den Kranz voll Lorbeerbee-ren!" Mutig waren die damals, oder blöd . . . wahrscheinlich beides . . .

Dann gab's doch auch diesen Poeta laureatus der Nazisängerschaft – der hieß Hans Baumann. Der hat 1939 in weiser Voraussicht frohgemute Weisen unter dem Titel „Morgen marschieren wir" zu Führers Unterstützung sowohl unters Jungvolk wie auch unter die erwachsenen Blinden gebracht. Aus diesem Werk sind sicherlich einige Liedlein ins Sangesgut der Bundeswehr aufgenommen worden . . . Siehst du wohl – ungefähr 20. Aber nichts Schlimmes. Die Lieder, da kann man gewiß sein, stehen alle auf dem Boden des Grundgesetzes, die kann jeder chilenische Offizier, der in Hamburg-Blankeneese seinen Kursus absolviert, mitsingen, ohne sich was zu vergeben: *„Weit laßt die Fahnen wehen, wir woll'n zum Sturme gehen treu nach Landsknechtsart!" „Mit donnerndem Motor, so schnell wie der Blitz, dem Feinde entgegen, im Panzer geschützt. Voraus den Kameraden im Kampf ganz allein. So stoßen wir tief in die feindlichen Reihn!"*

Das Panzerlied gefällt Alois Punzenschlecker ja nun überhaupt nicht. „Ich muß mir mal wieder die Notstandsgesetze ansehen" – denkt Alois Punzenschlecker – „oder sind mit den feindlichen Reihn etwa die sportlichen DDR-Jungs gemeint?" Dann benutzt er statt des Leoparden doch wohl lieber seine Ente. Westwärts . . . Aber eins muß man wirklich zugeben: so richtige martialische Erobererlieder sind nur wenige dabei. Ein paar Landsknechtslieder, angestaubtes Kulturerbe – da müßte so ein Theorbenhero her, um die Dinger adäquat zu begleiten . . .

Hans Baumann ist als Autor wegen reichlich fließender Tantiemen nicht zu beneiden – sein Lullabye „Gute Nacht, Kameraden" steht am Ende des Buches, und bis sich da mal jemand hindurchgesungen hat . . .

Und Alois blättert weiter. Findet Lieder aus der Bündischen Jugend. Denkt an seine schlottrige Uniform und das karge Taschengeld, an stinkende Socken und Nachtmärsche: *„Wilde Gesellen, vom Sturmwind durchweht, Fürsten in Lumpen und Loden, ziehn wir dahin, bis das Herze uns steht, ehrlos bis unter den Boden. Fiedelgewandt in farbiger Pracht..."* Kriegt man als Bundeswehrsoldat wohl einen Lachkrampf, wenn man dergleichen singt?

Oder: *„Wie oft sind wir geschritten auf schmalem Negerpfad, wohl durch der Steppe Mitten, wenn früh der Morgen naht"* – Punzenschlecker schaudert's: ist das die gesangliche Vorbereitung einer germanischen Rhodesien-Invasion? Nein, nein, das kann nicht sein. Das hat andere Gründe: so mancher Bundeswehr-General hat schon mal eine Fotosafari in Südafrika mitgemacht . . .

Alois hat ein Herz für junge Autoren, Bundeswehrpoeten. Liedermacher im grauen Rock, potentielle Enkel von Flex und Löns. O ja – es gibt sie: *„Wir sind die Grenadiere der deutschen Bundeswehr. Wir führen unsre Waffen für Freiheit und für Ehr . . ."* Clemens Fischer schrieb ein solches. Ein Name, den man sich merken muß, denn er hat das Zeug, auch für singende Sportler, Karnevalsvereine und Hitparadenstürmer Gereimtes zu fabrizieren: *„Kameraden, wir sind jetzt Soldaten, zusammen stehn wir treu in Freude und in Leid. Und zum Schutz der Heimat sind jederzeit wir kampfbereit."* Und es fehlt ihm nicht an Tiefgang, an metaphysischem Ernst. Er kann in Worte fassen, was bei wehrwilligen Männern trutzige Verbohrtheit in die Pupille zaubert:
„Und steht einst am blauen Himmel ein Zeichen blutig rot, greift der Feind nach unsrer Erde, geht's um Leben oder Tod! Wie Falken..."

Und dann findet Alois das Nato-Lied: *„Frei sind die Lande, frei sind die Meere, frei sind die Lüfte von den Bergen bis zum Strand . . ."* Frei von was? Frei vom CIA? Frei von Klassenunterschieden? Frei von Korrumption? Frei von Berufsverboten? Frei von manchen Freiheiten? – Herr Rekrut, schweigen Sie bitte. Singen Sie *„Die Gedanken sind frei, wer kannn sie erraten? Sie fliegen vorbei wie nächtliche Schatten!"* und bringen Sie hier keine Unruhe in die Truppe!

„Kameraden, wir marschieren, wollen fernes Land durchspüren, wollen fremde Sterne sehn . . ." das singen wir ja nur, wenn wir unter uns sind! Im übrigen verwiese ich Sie auf unser internationales Repertoire: tschechische, französische, englische, italienische, russische – jawohl! auch russische Lieder haben wir in unserem Angebot. Nicht zu vergessen Hava Nagila! Die Israelis sind nämlich schon lange nicht mehr das, was sie mal waren! Und noch etwas will ich Ihnen sagen: *„Soldatenleben, ja das heißt lustig sein!! Da trinken die Soldaten zum Schweinebraten Champagnerwein! Fidirularularulalala!"* Alois Punzenschlecker ist maßvoll beeindruckt. „Und was ist mit Weibern?" fragt er vorlaut.

Die Bundeswehr ist eine Männergesellschaft. Das kommt in unseren Liedern sehr deutlich zum Ausdruck. Mädchen haben in ihrer Mütterrolle eine gewisse Funktion als verteidigungswertes Objekt, im übrigen haben sie an den Fenstern zu stehen und zu lächeln – vielversprechend mit rotem Mund! – wenn wir zum Städtchen hinausziehen. Klar? Klar. Punzenschlecker trollt sich, das neue Liederbuch der Bundeswehr unter dem Arm. Wenn ich die Bundeswehr bejahe, kann ich auch dieses Liederbuch einigermaßen bejahen. Wenn nicht, ist dies ein total überflüssiges Buch. Na ja, lieber ein neues Liederbuch als ein neues Waffensystem. Ist auch viel billiger . . .

Gemeinsames Singen soll ja unheimlich solidarisch machen . . . Macht es den Soldaten solidarisch, mit den Menschen, die er angeblich verteidigt? Oder sind die Soldaten verschiedener Staaten untereinander solidarischer als mit ihren jeweiligen Völkern? Die englische Armee hat kein offizielles Gesangbuch. The universal soldier . . . Alois Punzenschlecker blättert noch einmal. Die Internationale hat er nicht erwartet. Antikriegslieder . . . Joan Baez, Country Joe, Moustaki – nichts drin im neuen Liederbuch der Bundeswehr. Victor Jara auch nicht, klar. Aber hier, schau doch mal: We shall overcome – das Lied der Ostermarschierer, der Song der Bürgerrechtsbewegung! Das darf ja wohl nicht wahr sein! Ist das Dummheit? Unwissen über die Geschichte dieses Liedes? Oder ist es blanker Zynismus?

Die Lust an der Unlust

J. Monika Walther hat sich durch die Sexfilm-Landschaft gesehen. So kam sie darauf, daß die Billig-Pornos in den Bahnhofkinos immer noch ehrlicher sind als der Kundt-Sex

Nur manchmal . . .

. . . beim Szenenwechsel . . .

. . . geschieht plötzlich ein Wunder

Als Kind drückte ich mir die Nase platt an den Schaukästen eines kleinen Kinos, das in einer Seitenstraße zwischen Ruinen lag und vor allem Bilder von den Spätvorstellungen mit importierten Sexfilmen ausstellte. Fast jeden Dienstag und Freitag, wenn das Programm gewechselt hatte, ging ich nach der Schule einen Umweg, verspätete mich zum elterlich aufgezwungenen Mittagessen, nur um diese Bilder anzusehen: lange und genau. Ich stand eingeklemmt zwischen französischen Soldaten, für die diese 'Auslagen' fast das einzige sexuelle Angebot der Kleinstadt waren und dachte mir für meinen gewöhnlichen Alltag sehnsüchtige Geschichten zu diesen unheimlich scharf schwarz-weiß konturierten Standfotos aus.

In kleinen Vorortkinos und in dem Lissabon nach Salazar fand ich später einige dieser Unbekannten (für wen eigentlich unbekannt? Nur für die öffentlich bestallten Kunstkritiker) kleinen Sexfilme wieder: Filme mit einer dürftigen, aber straff erzählten Krimirahmenhandlung und einer Gewalt im Sinne des Umsichschlagens, ohne die brutale Lust an der gemeinen und uns alle langsam verderbenden Unlust dieser Gesellschaft, wie sie in der „Geschichte der O.", in dem schlampig gemachten und fantasielosen Dauerjungfilm „Dorotheas Rache" oder anderen Edelpornos dargestellt wird.

Die Geschichten dieser alten, ebenfalls billig produzierten Sexfilme sind traurig, aber wahr, alltäglich: Im Mittelpunkt steht eine Frau, mit kräftigen Armen, schwarzem, schwungvoll gewelltem Haar, schönen, muskulösen Beinen und viel Lippenstift; eine Frau mit der Möglichkeit auch zynisch zu lachen und Sätze zu sagen, die selbst die Männer einen Schritt zurücktreten lassen, die ihnen für eine Sekunde Einhalt gebieten. Nein, keine Mae West, die in ihren Filmen sich selbst darstellt, unabhängig bleibt oder wird, sondern eine Frau, die an ihrem Bruder und dessen Freund, beide kleine Gauner, hängt, weil sie der Enge der Familie entfliehen will: Der Vater beschimpft sie wegen jedes Vergnügens als Hure, die Mutter weint. Bruder und Freund wollen, weil sie die 'ordentliche Arbeit', das Pünktlichsein satthaben, einen Coup landen. Die Frau bietet sich an, weil sie alleine finanziell nicht überleben kann; sie zieht sich aus – vor dem Bruder, für dessen Freund: langsam, Strumpfhalter für Strumpfhalter, wenn sie den Verschluß des BH's öffnet, dreht sie sich leicht zur Seite, weg von dem Mann, der ihr zuschaut, weg aber auch mit dem Gesicht vom Kinopublikum, als müsse dieses sich sonst schämen.

Die Kamerastellung ist fast wie in japanischen Filmen statisch, nur manchmal gibt es einen Schnitt von dem engen Zimmer zu Straßenszenen: Die Männer beratschlagen

sich an einer Ecke, puffen, schlagen einander, sind wütend über sich und die Umstände und lassen ihre Wut an der Frau aus: Sie soll anschaffen gehen. Mit einer Ohrfeige wird ihr das klargemacht. Sie weint nicht, starrt zurück.

Kurz darauf lernt sie einen Mann kennen, der das Bessere, Bürgerlichere darstellen soll: er hilft ihr beim Ausziehen, gibt sich verletzlich, bei ihm wird gezeigt, daß Männer sich auch ausziehen müssen, wenn sie mit jemand schlafen wollen: Er wäscht sich die Hände in der Küche, öffnet den Gürtel, zieht das Unterhemd aus der Hose usw. Aber der Bruder holt die Frau für den Freund zurück, sie hat für ihn und die Familie da zu sein und wird eingewiesen fürs Schmierestehen bei dem Coup. Sie wird mit fünfzig nicht wie ihre Mutter still dasitzen und weinen.

Wie getroffen und enttäuscht war ich von den neuen Filmen der Sexwelle: des „Schweinezüchters Tochter", die Schulmädchen, angestellten Krankenschwestern usw. in den Reportserien, auch die Frauen in den nun schon mit nostalgischen Sammleraugen betrachteten Brummer-Filmen verdeutlichen vor allem unsere Müdigkeit: Verdrossen, mit einer vagen Sehnsucht vom Glück im Herzen sitzen wir im Kino und suchen in den Bildern nach Leben und Sexualität. Aber die Frauen sind aufs „Girlsein" und die modische Kleidung reduziert und die Männer wirken meist wie überanstrengte Angeber oder Manager in Sachen Sex. Handlungen, direkte Bezüge zur Wirklichkeit sind selten festzustellen.

Die Sexträume eines Karl-Otto

Das Fortschrittliche an den Filmen ist , daß Frauen endlich in Ruhe nackte Männer ansehen können, daß auf Grund des Kinobesuches Kolleginnen im Gespräch über „Emanuelle" „Exhibition" oder „Schulmädchenreport Teil 9" zu ihrer eigenen Geschichte, zu ihren eigenen Problemen vorstoßen, daß manchen Ehepaaren das Reden „darüber" etwas leichter fällt. Aber sonst? Die Tabus, die Hemmungen sind im Grund gleich geblieben und die Zuschauer werden nach wie vor – ob nun Kunstsexfilm oder billige Streifen (zehn Sexfilme ergeben einen elften) – vom visuellen Vergnügen abgeschnitten. Die Bilder entsprechen nicht einmal den Sexträumen eines Karl-Otto, geschweige denn einer Marie-Louise.

Aufgefallen ist mir, daß sich in den Sexfilmen der letzten Jahre die Frauen, die sich ausziehen, auch in ihrer Gestik und Mimik, nicht auf ihren Filmpartner beziehen, sondern auf das unbekannte Kinopublikum, auf die Männer im Parkett. Diese können sich also gar nicht ungestört in die Rolle des Mannes auf der Leinwand hineinversetzen und die Geschichte mit der Filmfrau erleben. Die Bilder machen vielmehr klar, daß ich mir etwas kaufen wollte, von dem ich selbst nicht wußte, wie und was es sein sollte – und das nutzen die Produzenten aus. Es gibt in den neuen Sexfilmen auch keine wirklich aufregenden, erotischen Szenen. Deutlich wird vor allem die Arbeit der Schauspieler: nackte Menschen bei einer schlechtbezahlten Arbeit bekommen wir zu sehen – oder Stars, die damit ihr Geld machen. Nicht *ein* Bild taugt für neue Träume: „Komm, nun mach schon, ja, da, das linke Bein etwas höher ziehen und du, komm zeig mal hier vorne im Bild die Brust, ja stütz die mit der Hand. Mensch, dreh dein Gesicht aber weg, du wirst doch ersetzt. Nun mach schon, wir haben nicht mehr viel Zeit". Filme, die so gemacht werden, können uns kein Vergnügen bereiten.

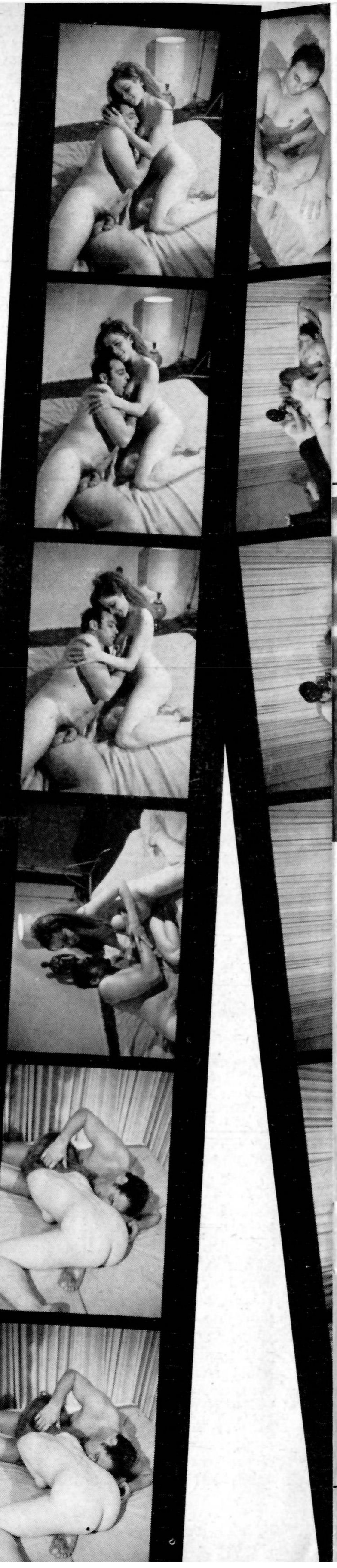
Lust an der Arbeit? Arbeit an der Lust

In all den Wochen, als ich in diese Sexfilme sehr gezielt gegangen bin, habe ich in den Zeitungen nach Artikeln, Besprechungen dieses Genres gesucht und fast nichts gefunden. Ja, als „Der letzte Tango" anlief und „Das große Fressen", da wurde über Kunst und Sexualität im Film geschrieben, denn es ging um komplizierte Grenzziehungen zwischen Kunst und Schmutz, aber es wurde auch damals nichts geschrieben von den Bedürfnissen der Zuschauer und ihren möglichen Enttäuschungen. Nein, denn es ging ja um ein Kunstproblem, nicht um die Leute, die den ganzen Tag arbeiten und auf der Suche nach Paradiesen oder Unterhaltung sind und die ja immerhin mit dem Eintrittsgeld einige reich machen.

Auf den „Tango" folgte die „Nahaufnahme" von John Byrums, ein Film, der endlich das zeigen sollte, was im „Tango" ausgelassen worden war. Und dann kam „Die Geschichte der O." ganz groß raus. Auch da wurde viel geschrieben, aber nicht über 'Perversität' und bestehende sadistische und masochistische Bedürfnisse, über die realen Wünsche von Menschen, wenn sie mit jemandem schlafen und inwieweit sie sich dabei Tabus unterwerfen. Nein, es ging wieder um die Kunst und das Problem, ob harte Pornos nun „chic" sind und dieses „In" sein von Sadismus doch auch Aspekte des künstlerisch wertvollen hat.

Nur manchmal, da geschieht ein Wunder, ein Szenenwechsel, die Kamera, die seit sechzig Minuten einen Bettausschnitt mit zwei Frauen und einem Mann, der eigentlich nichts weiter will als seine Ruhe, zeigte, ist offensichtlich in ein Wohnzimmer eines ganz anderen Filmes getragen worden: Ich sehe einen Striptease mit einer professionellen Tänzerin. Im Kino hört das Papiergeraschele auf, die Schlafenden werden angestoßen, damit die auf einmal störende Schnarcherei ein Ende findet, die vier Frauen, Kolleginnen aus einer Textilfabrik, die kurzarbeiten läßt, hören auf zu lachen: Morgana tanzt mit einem Totenschädel überm Gesicht, sie zeigt ihre Muskeln, ihre ungeheure Kraft und Beweglichkeit; die Stripperin ist schon in der Zeit des Alterns, die Falten sind trotz der Schminke deutlich zu sehen, aber sie kann stolz auf sich und ihr Können, ihr Aussehen sein. Ich vergesse den Lärm der über dem Bahnhofskino rollenden Züge.

Nach acht, neun Minuten kommt der Schnitt, die Kamera steht wieder im Schlafzimmer und zeigt die zwei Frauen, den Mann bei ihrer Arbeit an der Darstellung der Lust. Es wird wieder laut im Kino, das Knistern, Schnarchen, auf den harten Stühlen Umherrutschen, zum Nachbarn Schielen beginnt erneut, es ist wieder wichtiger geworden, auf die Nackenhaare des vor einem Sitzenden zu starren. Ich vervollständige meine Notizen über „Liebe unterm Lendenschurz", fühle mich wieder ganz ausgeschlossen, weil ich ja aus beruflichen Gründen ins Kino gegangen bin: Vierzig bis



fünfzig vorwiegend ältere Männer, einige über sechzig, mürrisch, sitzen verrutscht da, meist Arbeiter und kleine Angestellte. Ich frage ein paar. Dann noch einige Studenten. Außer mir sind wenige Frauen in diesem Film: Ein Ehepaar, eine Oma, die vier Arbeiterinnen, später kommt noch eine junge Frau dazu. Bei der Reklame hatten alle abgeschaltet, Süßigkeiten hatten sich vor allem die Jüngeren gekauft.

Die Musik des Films ist von Joe Country, d.h. es laufen die ganze Zeit abwechselnd zwei Nashvillplatten, die Kamera hält ein Bob Huntley fest, die wenigen Darsteller, vorgestellt unter „Starring", haben alle schöne Fantasienamen. Das eigenartige an diesem Film ist, daß die Frauen als ungeheuer potent dargestellt werden und daß gerade beim Mann noch deutlicher wird, daß hier einige Leute an einer Arbeit sind, die ihnen keinen Spaß macht, daß da in zwei Tagen ein Film in einem kleinen Wochenendhaus heruntergedreht worden ist.

Die Szene mit der Tänzerin wurde später reingeschnitten. Sie allein macht den Film gegenüber „Sex und Office Girl", „Love in Sveden" usw. usw. fast zu einer Ausnahme: In 70 Minuten war wenigstens eine gekonnte Szene zu sehen, die Zuschauer konnten für wenige Minuten auf die Leinwand schauen ohne Angst haben zu müssen, daß ihre kleinen Träume noch weiter zerstört werden durch häßliche Bilder und Täuschungsversuche.

Ich habe mir in den letzten Wochen sehr viele dieser schmutzigen kleinen Filmchen angesehen und auch einige Pornos in Amsterdam. Ich ging durch das sich immer weiter ausbreitende Sexviertel, der Publikumsverkehr wird immer geregelter, die Schritte und Unternehmungen noch besser gelenkt. In dem Viertel, in dem es in Amsterdam die ersten Bars mit Striptease gab, ist wieder holländische Bürgerlichkeit eingekehrt, dafür werden nun jeden Monat mehr Straßen und Häuser in ganz Amsterdam in das Geschäft mit den vorprogrammierten Hoffnungen miteinbezogen. Ich sehe die Männer an: sie wirken enttäuscht, trotz der harten Pornos und der Möglichkeit selbst das zu tun, was da alles gezeigt wird. Aber können sie das wirklich? Wieviel Gewissensbisse handeln sie sich ein, wenn sie das täten, von dem sie glauben, daß sie es sich wünschen.

Die Prostituierten sitzen in den Fenstern, und eine liest, die Beine übereinandergeschlagen und mit weit hochgeschobenen Rock. Wir lachen uns an, schade, daß da Glasscheiben dazwischen sind und sie arbeiten muß.

Ich überlege, was Frauen und auch Männern an den Sexfilmen Spaß machen könnte? Oder welche Bedeutung ihnen zugemessen wird? Die Frauen werden in der Regel als sehr potent dargestellt, ich nehme an, weil sonst die Filme noch schneller zu Ende wären bei dem Zwang, billigst zu produzieren, aber die Frauen bzw. Schauspielerinnen bleiben trotzdem Objekte bzw. sollen die Potenz der Männer fördern, diese werden aber in den Bahnhofssexfilmen meist ohne Pimmel gezeigt, und der vorgespielte Orgasmus enthält keine Lust (bei den Arbeitsbedingungen!!), sondern nur die Hoffnung, daß vielleicht bei der nächsten Szene etwas passiert, was einen aus der Müdigkeit herausreißt.

Kein Wort über die kleinen Streifen im Bahnhofskino, wo so viele onanieren, wo täglich für drei, vier Mark viele Sexualwünsche zerstört werden oder so gerade mit einer Brustwarze aufrechterhalten werden. Kein Wort, ob das Zeigen sadistischer Akte die Zuschauer aufatmen läßt und sie sich zufriedenener fühlen, wenn sie die Filme gesehen haben.

Werbechef: Der Staatsanwalt

In der „Geschichte der O." – die kostenlose Werbung besorgte die Staatsanwaltschaft – werden Frauen, abgerichtet für den Dienst an Männern, wie Tiere gehalten, jederzeit bereit, genommen und gefoltert zu werden. Im „Spiegel" wird „Emanuelle" als „Soft-Porno" bzeichnet. „Die Geschichte der O." gilt dagegen als harter Porno. Aber nicht in Bezug auf das Pornografische, das Zeigen von Lust, Orgasmus oder sadistischen Praktiken ist der Unterschied zu sehen, sondern daß die Berechtigung des Machtstrebens noch deutlicher gerechtfertigt und zur Schau gestellt wird. Der Akt als solcher interessiert weder die Regisseure noch die Männer im Film, dafür ist weder Zeit noch die Bereitschaft der Herren, die die O. dressieren. Verletzen aber die Frauen bzw. die O. eine von den Männern aufgestellte Regel wie z.B., daß weder Knie noch Lippen aneinandergepreßt werden dürfen, weil sonst die Körper der Frauen nicht die allzeitige Bereitschaft signalisieren würden, werden sie gefoltert. Die meisten Zuschauer kommen eher angewidert aus diesem Film, manche auch belustigt, sie gehen alle vorbei an den langen Schlangen vor den Kinokassen: Die nächsten warten auf die Erfüllung irgendwelcher bisher vorenthaltenen Paradiese.

Nicht einige sadistische Praktiken sind das Schreckliche an den letzten Filmen der Sexwelle wie z.B. „Exibition" von Davy oder „Salo" von Pasolini, Bertoluccis „1900" (er sagt: „Die Grundlage der Sexualität in der neuen Welt ist der Sadomasochismus"), sowie „Sensations" (eine Frau wird während einer Massenorgie aufgefressen), sondern daß mit diesen Filmen überhaupt keine Tabus gebrochen werden. Oder ist es vielleicht für einen Sadisten und Masochisten leichter geworden, Partner zu finden? Im Gegenteil, die Tabuisierung wird einerseits recht „kunstvoll" aufrechterhalten und andererseits tragen die Produzenten, Regisseure mit ihren Filmen dazu bei, daß die Sexualität möglichst vieler defizitär bleibt und möglichst wenige ihre Sexualwünsche herausfinden und befriedigen.

Die häufigere Darstellung des Faschismus und seiner Handlanger in Sexfilmen ist keineswegs nur ein Vorwand, um sadistische Gewalt zu zeigen, vielmehr werden bestimmte Verhaltensweisen geradezu propagiert. Nicht die Zuschauer verlangen nach immer schärferen Reizen, sondern diese Gesellschaft verbietet es, Lust zu zeigen.

Als ich aus der „Geschichte der O." kam, ging ich nebenan in die Kneipe, bestellte einen Schnaps und dachte an die Frau in Amsterdam, die für Geld sich zur Schau stellt und auf Kunden wartet, im Grunde auf unzufriedene Menschen, und wie sie gelacht hat, ehe sie in ihrem dicken Roman weiterlas.

Der DDR-Schriftsteller Rolf Schneider hat sich in London den neuen Film von Stanley Kubrik angesehen: „Barry Lyndon" – ein vierter Musketier

Fast wie Rinaldo Rinaldini in der Regie von Peter Stein

In der Zeit von Culotte und Perücke, genauer: in der Mitte des 18. Jahrhunderts wird ein junger, zu den schönsten Hoffnungen berechtigender junger Mann mittels Pech und Intrige aus seiner vorgezeichneten Laufbahn geworfen. Der junge Mann stammt vom Lande, dieses liegt im Angelsächsischen; daraufhin begibt er sich in eine Reihe von bunten Abenteuern, solche des Degens und solche des Bettes, um am Ende durch eine glücklich ertrickste Heirat Mitglied der *gentry* zu werden.

Das klingt, so erzählt, wie die Inhaltsangabe von „Tom Jones", dem berühmten Roman von Henry Fielding, jener Aufklärungsgeschichte über den Unsinn prästabilisierter Gesellschaftsklassen. Unsere Geschichte aber hat eine Fortsetzung, und die geht so:

Nachdem sich unser Held erfolgreich in den britischen Landadel kohabitierte, ergreifen ihn Dünkel und blanker Übermut. Er verschwendet das Geld und die eheliche Geduld seiner Frau. Am Ende muß er sich mit seinem standesbewußten Stiefsohn duellieren, er wird dabei zum Krüppel geschossen; als professioneller Glücksspieler humpelt er nun durch die Niederungen des gesellschaftlichen Lebens und seinem glanzlosen Ende zu.

Mit der Fortsetzung wird das Tom-Jones-Modell aufgehoben. Es läßt sich darüber streiten, ob es sich hierbei um eine Zurücknahme handelt (Emporkömmling wird prompt leichtsinnig und erhält verdiente Strafe) oder um eine Desillusionierung (Jones ist die Utopie, in Wahrheit beißt der Adel solche Leute weg). Der Streit ist im letzten Grund nicht entscheidbar, da der Verfasser unserer Geschichte, William Makepeace Thackerey, zuletzt zwar ein berühmter Gesellschaftskritiker war; aber unsere Geschichte schrieb er mit 32 Jahren und unter romantischen Einflüssen, zudem verarmt und mit spürbarem Blick aufs rasche Geld. „Snob papers" und „Vanity fair" sollten erst noch kommen. Der Reißer heißt „Barry Lyndon" und wurde von Stanley Kubrick verfilmt.

Man kennt Kubrick. Er beherrscht wie kaum ein anderer unter den filmenden Zeitgenossen das kostbare Verfahren, den Film, bekanntermaßen ein Massenmedium, mit Appeal für die Massen auszustatten und dennoch *high brow* zu sein. Er ist ein Graham Greene des Zelluloids. „A Clockwork Orange" zum Beispiel war eine rüd-pessimistische Science-Fiction-Parabel auf die Höllenengel-Generation und mündete in eine Pointe, die mindestens wie von Dahl, wenn nicht wie von Kafka war. Solche Art, das Handwerk zu betreiben, ist sehr talentiert und sehr clever. Soll man sie tadeln? Aus Gründen der puristischen Ästhetik? Esoteriker hat das moderne Kino genug, all jene empfindsamen Renner der Filmkunsttheater, deren aufklärerische Substanz, blickt man genau hin, häufig genug hinter jener der Kubrick-Filme zurückbleibt. Zur Aufklärung gehört das zählbare Publikum: als Ziel wie als Vorgabe.

Über Kubricks „Barry Lyndon" haben rührige PR-Leute des Verleihers Warner Bros. eine Menge nachdruckbarer Daten herausgegeben. Elf Millionen Dollar Herstellungskosten, ausführliche Sequenzen beim ausschließlichen Licht von drei bis tausend Kerzen, entsprechend hochempfindliches Filmmaterial und Speziallinsen aus der Weltraumtechnik. Ein Assistentenstab habe reichlich Kunstmonografien verzettelt und historische Kostüme aufgekauft. Tatsächlich schwelgt der Film in schönen Bildern, und jede zweite Einstellung ist so, daß man sich zwanghaft erinnern möchte, wo man dergleichen schon gesehen habe. Die Antwort fällt nicht schwer, und überraschend ist sie auch nicht: Es handelt sich um lauter Zitate aus der bildenden Kunst des 18. Jahrhunderts.

Aber nicht nur Malerei, auch das eigene Medium wird zitiert. Die sehr ausführlichen Action-Szenen, Höhepunkte sind die Duelle, werden in langen saugenden Einstellungen vorgeführt und mit der trägen Unerbittlichkeit von Leones Italo-Western. Lange Einstellungen dominieren überhaupt, sollen alles Triviale verfremden, manchmal erreichen: Das schafft eine Aura von sensibler Gleichgültigkeit wie in den besseren der Andy-Warhol-Filme. Streckenweise hatte ich das Gefühl, ich erlebte eine Präsentation des Rinaldo Rinaldini in der Regie von Peter Stein.

Was aber die eingangs formulierte Frage betrifft, ob hier eigentlich Gesellschaftskritik oder Affirmation, die Parodie der trivialen Vorgabe oder deren Verklärung erfogt, so bleibt die Antwort aus. Der Film wirkt, als sei Stanley Kubrick bei der Realisierung seines Filmes immer mehr in den Sog seiner eigenen Manierismen geraten derart, daß ihm Tendenzen und Botschaften schließlich völlig gleichgültig wurden. Die Hauptsache war, es wurde ein artifizieller Film. Das ist er jedenfalls geworden.

Auch die Besetzung gibt keine eindeutige Auskunft. Der Darsteller des Helden ist Ryan O'Neill, das Mopsgesicht aus der „Love Story", dessen schauspielerische Möglichkeiten zwischen einer kindlichen Arglosigkeit und einem kindischen Sich-Ereifern liegen. Das wirkt wie vorgefaßte Ironie; aber die übrigen Darsteller werden so marionettenhaft geführt, als hätte sie Gombrowicz ersonnen. Im Original ist dann noch das Englisch des Darstellers Hardy Krüger zu vernehmen. Es hat einen herzzerreißenden Berliner Akzent.

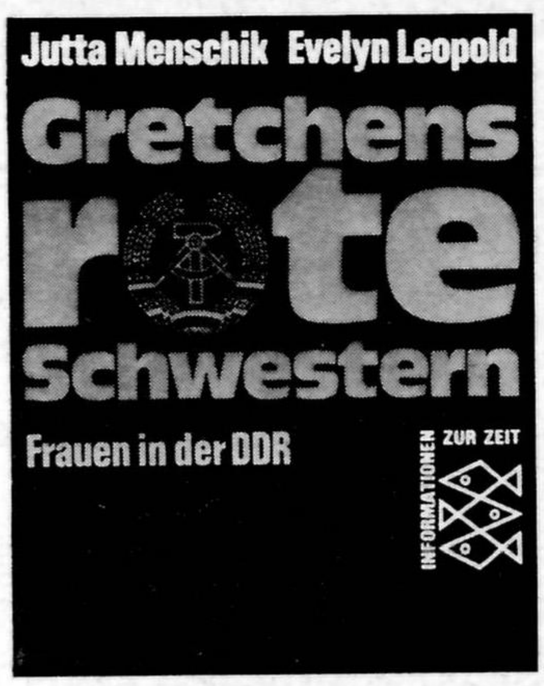
Ich sah den Film inmitten eines überwiegend jugendlichen Publikums aus dem Londoner Mittelstands-Viertel Bayswater. „Barry Lyndon" wurde als Mantel- und Degenfilm in der Art der „Drei Musketiere" genommen und genossen. Dies funktioniert also, immerhin.

Karin Reschke: Ich habe gelesen

In dieser KONKRET-Buchkolumne schreiben Autoren über ihre Lektüre. Diesmal hat sich KONKRET-Autorin Karin Reschke sogenannte „Frauenbücher" vorgenommen. Sie betitelte ihren polemischen Bericht: „Mann – Frauen!"

Beginnen wir mit: **Juliet Mitchell, Margret Benston, Mickey und John Rowntree** und andere: **Frauenemanzipation** (Trikont-Verlag): Ich erfahre beim Lesen dieses Buches eine Menge historischer Zusammenhänge zur Frauenfrage, die ich in feministischen Handbüchern vermißt habe. „Fourier", so lese ich (Charles Fourier, Sozialist, geb. 1772, gest. 1837), „war der eifrigste und in seinen Werken umfangreichste Verfechter der Frauenemanzipation und sexueller Freiheit unter den frühen Sozialisten. In einem weltbekannten Passus schrieb er: Die Veränderung einer geschichtlichen Epoche läßt sich immer aus dem Verhältnis des Fortschritts der Frauen zur Freiheit bestimmen, weil hier im Verhältnis des Weibes zum Mann, des Schwachen zum Starken, der Sieg der menschlichen Natur über die Brutalität am evidentesten scheint." Und dann der bemerkenswerte Satz: „Der Grad der weiblichen Emanzipation ist das natürliche Maß der allgemeinen Emanzipation."

Die Autorin Juliet Mitchell bezieht sich in ihrem Beitrag „Frauen, die längste Revolution" auf die Klassiker des Sozialismus. Sie untersucht, ob Fourier, Marx, Engels und Bebel die Frau als besondere Klasse definieren, die sich das Recht nehmen sollte, eine eigene, von der Gesellschaft losgelöste Revolution zu machen. Sie bleibt mir streckenweise etwas unklar in ihrer Zielvorstellung, hat aber so viele Zitate mit guten Denkansätzen versehen, daß es mir Spaß gemacht hat, diesen Beitrag zu lesen. Die anderen Autoren berichten über die Frauenbewegung in den USA und Schweden. Die beiden männlichen Autoren Mickey und John Rowntree liefern in ihrem Aufsatz „Zur politischen Ökonomie der Emanzipation der Frau" eine Fülle von statistischem Material, mit dem man bei Kenntnis der amerikanischen Frauenszene bestimmt eine Menge anfangen kann.

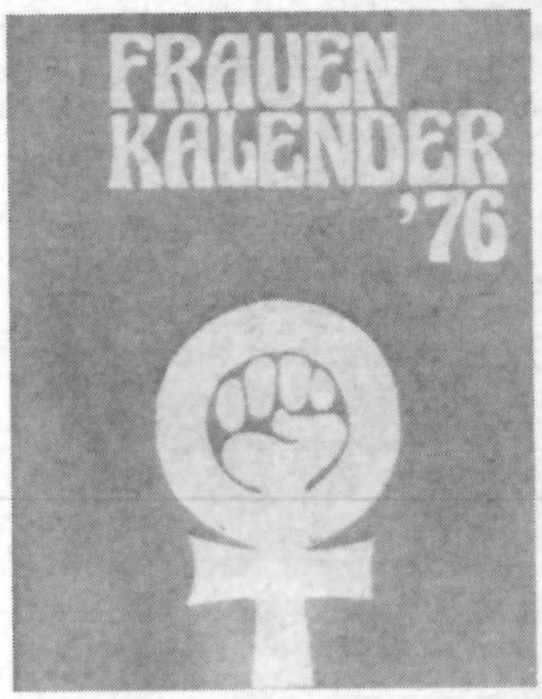


Zur Frauenbewegung in den USA und dem übrigen Ausland kann ich momentan nichts weiter beisteuern, weil ich mich zunächst auf die deutsche Szene beschränken will, möglichst auf die gesamtdeutsche, denn wie das mit den Frauen „drüben" ist, hat mich brennend interessiert. Die Politologin **Jutta Menschik** und die amerikanische Journalistin **Evelyn Leopold** haben sich da an die Arbeit gemacht. **Gretchens rote Schwestern** haben sie ihren Report genannt (Fischer Taschenbuch-Verlag), und ich meine, daß er eine ganze Menge über die Lage der Frau in der DDR aussagt.

Ich erfahre beispielsweise, daß mehr Frauen als in den westlichen Staaten eine gründliche berufliche und akademische Ausbildung genießen, daß über 80 Prozent der DDR-Bürgerinnen berufstätig sind und also nicht mehr ökonomisch vom Mann und von der Ehe abhängen. Andererseits findet man wenig Frauen in politischen und wirtschaftlichen Spitzenpositionen. Die Hausarbeit wird in der Regel immer noch von den Frauen mitgemacht. Andere Formen des Zusammenlebens, Wohngemeinschaften, Frauengruppen usw., werden so gut wie gar nicht diskutiert. Die Kleinfamilie hat Vorrang, und „neue Lebensformen" werden, wenn überhaupt, dann nur in studentischen Kreisen erwogen. Zur Kleinfamilie heißt es: „Die Kleinfamilie ist nicht nur die typische, sondern geradezu ausschließliche Familienform in der DDR". „Der Sozialismus ist bestrebt, die Familie allseitig zu festigen, ihre Autorität zu stärken und ihre Bedeutung zu erhöhen (Wissenschaftlicher Kommunismus)." Nach meiner eigenen Familienerfahrung sträuben sich mir zunächst sämtliche Haare bei einem solchen Satz. Aber dann entwikkelt sich der darauffolgende Artikel („Das sogenannte Privatleben") historisch und ich begreife, daß politischer Kampf keine Sache Einzelner oder zufälliger Gruppen ist. Ich begreife, daß die Familie im politischen Kampf auch solidarisierende Funktion haben kann.

Jutta Menschik und Evelyn Leopold schlüsseln auf, daß der nachrevolutionäre Elan der 20er Jahre in der Sowjetunion mit der Tendenz, die Familie als bürgerliche Zwangsgruppe zu sprengen, in der Folgezeit nicht zu realisieren war. Also: keine Ehe; Kinder zieht der Staat groß, Haushalt wird von Großküchen und Wäschereien besorgt. (Ich erinnere mich, das Gespenst kalter Kriegspropaganda: Lieblosigkeit im Kommunismus.) Diese Vorstellungen und Praxisansätze wurden durch den 1920/21 wütenden Bürgerkrieg korrigiert. Dann nämlich, als Scharen zurückgelassener Kinder aus den Staatshorten aufbrachen, um zu betteln, und das Land durchzogen wie Trauerflore. Das Bezugssystem für Eltern und Kinder, Frau und Familie mußte neu definiert werden, unter sozialistischen Vorzeichen allerdings.

Über Sexualität, Scheidung, Geburtenrate, Abtreibung gibt es in diesem Buch ausführliche Recherchen. „Die Zahl der Frauen, die selbst abtreiben oder zum Kurpfuscher gehen, ist auf ein Minimum zurückgegangen. Seit 1972 hat es keinen Todesfall wegen illegitimen Aborts mehr gegeben. Die Zahl der Kinder mit Schädigungen geht zurück. Die Schwangerschaftsverhütung wird mehr propagiert und ist kostenlos. (40 % der 16- bis 45jährigen Frauen ziehen Verhütung einer Unterbrechung vor.)" Die Abtreibung ist in der DDR in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft freigegeben.



Etwas über das Bewußtsein unserer Schwestern „drüben", trotz Doppelbelastung Beruf und Haushalt zu erfahren, halte ich in der gegenwärtigen Diskussion über die Emanzipation der Frau in der Gesellschaft für wichtig, wichtiger jedenfalls, als die neueste Spielart unserer Feministinnen: ihr lilarosa **Frauenkalender 1976.**

Frauen, ich bin zwar eine Mitklitoris (23. Mai: „Jedes fünfte Mitglied des DGB ist eine Mitklitoris"), aber es ist nicht mein ausschließliches Bedürfnis mich klitoral zu äußern. Ihr diskriminiert nämlich Frauen eurerseits! Oder soll so was etwa aufrütteln? Sind die Methoden der Unterdrückung, die ihr angeblich bekämpft, noch gerade gut genug für die Frauen, die nicht mit fliegenden Fahnen zu euch überlaufen? Den Frauen, die den Frauenkalender gemacht haben – es sind ihrer fünf, und Alice Schwarzer ist auch darunter –, scheint es um nichts anderes zu gehen als um die Privilegienangst der Männer, sie entwickeln eine fast militante Privilegiengier. Als sei das einzige Ziel, was Frauen heute mit ihrem befreiten Sex erreichen können. Daß die Folgen der Rezession auf die Bildungspolitik bereits ihre Auswirkung zeitigen, von der

Frauen natürlich mit betroffen sind, scheint die Kalenderfrauen nicht besonders zu beunruhigen. Daß Frauen noch immer unterbezahlte Arbeitskräfte sind, daß ihnen Haushalt und Kindererziehung als Hauptaufgaben nach wie vor verbleiben, daß in den Länderparlamenten und in Bonn kaum Frauen sitzen, wird von unseren Feministinnen nur nebensächlich behandelt. Viel lieber wühlen sie in ihrer Mottenkiste nach alten Suffragetten und Musen à la Lou Andreas-Salomé (sie war mit Nietzsche, Rilke und Freud befreundet), nach Frauen, die irgendwo „oben" waren, als heroische Beispiele für das arme Kalenderhascherl „Hedwich", eine Ministrich-Dame, die von Januar bis Dezember zu allen Ergüssen der Verfasserinnen ihren Senf hinzugibt. Und um das Maß der schlechten Beispiele vollzumachen, schlage ich den 5. Oktober auf, an dem Hedwich mit der Gewichtigkeit einer Comicfigur zum Wahlboykott aufruft. Sprechblase: „Bald sind Wahlen, Frauen! Also meine Interessen vertreten die Parteien jedenfalls nicht!"

Na dann gut Nacht Marie!

Als Frau möcht ich nicht gern in der Männerecke stehen und die Frauen sagen hören, du redest den Männern nach. Aber ich muß leider feststellen: Mir fehlt bei fast allen Frauenbüchern die politische Dimension. Oder die politische Fragestellung, das politische Ziel. Das kann doch wohl nicht heißen: eine feministische Gesellschaft?!

Verena Stefan z. B. versucht in ihren schon viel gelesenen **Häutungen** (Frauenoffensive-Verlag, München) eine neue Haut zu finden, sprich eine neue Sprache. Gar eine Frauensprache? Mir kommt sie eher vor wie auf der Suche nach ihrer verlorenen Zeit, auf konventionellen Sprachpfaden, die sie mit Natur-Allegorien, ihrer Gefühlswelt, ihren Sehnsüchten und romantischen Vorstellungen von einer aggressionsfreien Gesellschaft auffüllt.

Ihr Büchlein ist eine autobiografische Studie über die Zwischenmenschlichkeit einer ganz bestimmten Gesellschaftsschicht. Nämlich der resignierten Linken. Die Autorin wird durch das Schreiben und Erschreiben ihrer Situation, die wahrlich die Situation sehr vieler Frauen ist, aber leider nur auf sich selber festgenagelt, auf ihre eigene Individualität. Auf die vielen anderen ist davon nichts zu übertragen, nicht, weil die anderen nicht zu schreiben vermögen, sondern weil Verena Stefan von einer ganz bestimmten Gruppe getragen wird („Brot + Rosen"), ob sie das nun ökonomisch sichert oder nicht. Zu *ihrem* psychischen Nutzen und der Möglichkeit des Sich-Veränderns dient ihr Schreiben in jedem Fall. Mir fehlt hier ganz entschieden eine politische Einschätzung; die Vorstellungen, die über links und rechts laufen, sind ausgesprochen diffus. Und dennoch sind diese „Häutungen" eines der lesbarsten Frauenbücher der letzten Zeit, wegen der intensiven Suche nach neuen Lebensformen, die sich darin ausdrückt.

Hexengeflüster, Untertitel: **Frauen greifen zur Selbsthilfe**

(Frauenzentrum Berlin, Frauenselbstverlag), ist ein Aufklärungstyposkript für Frauen. Von einer Distanz zur Realität, die mich fast an Okkultismus denken läßt. Schon wenn man das Buch aufschlägt, hat man's mit einer eindrucksvollen Einführung von Shulamit Firestone, einer der führenden amerikanischen Feministinnen, in den Bereich des irdisch Außersinnlichen zu tun. „Hexen waren unabhängige, politische, weibliche Rebellen; die Kirche – Religion war die politische Macht jener Zeit – hat in 2 Jahrhunderten 8 Mill. Frauen auf dem Scheiterhaufen verbrannt." Ich empfinde diesen Griff in die historische Kiste als einen Trick, sich durch stimmungsvolle Bilder der Klassensituation zu entziehen. (Hitler hat in weniger Jahren 6 Mill. Juden umgebracht.)

Gleich zu Anfang bieten die Verfasserinnen, es sind acht Frauen, neue Worte für angeblich männliche Begriffe an: „*Frau* statt *man:* man kommt von Mann, und wenn man nach der Meinung des Volkes fragt, dann fragt man den Mann auf der Straße . . ." Sie nennen das eine sexistische Sprache. Für die Klitoris haben sie sich wirklich etwas so Traditionelles wie „Perle" ausgedacht. Im Beitrag „Von der Pille zur Perle" heißt es: „Der schönste Tag meines Lebens war der, an dem ich meine Perle entdeckte." – Wenn ich an Perle denke, dann assoziiere ich eher liebgewordene Abhängigkeitsverhältnisse bei Wohlhabenden. Haushälterinnen, Putzfrauen, Köchinnen, das waren „Perlen". Du liebe Güte, über Assoziationsmodelle kann man sich im Hexengeflüster wirklich nicht beklagen.

Angst und bange ist mir geworden bei der Vorstellung, statt „Duogynon", wenn's mal mit der Periode nicht klappt, es mit einem Bündel Petersilie zu

versuchen. Man soll (Frau soll) die heiß abgewaschene Petersilie bei geöffnetem Spekulum in die Vagina einführen und sie 24 Stunden drinlassen. Dann gibt's angeblich Bauchzwicken und O Wonder (Wunder) die Periode. Danach ist mir das Hexengeflüster von seinem Ansatz her klarer geworden.

Eine Wohltat nach dieser feministischen Irrwanderung ist das Buch von **Ursula Krechel, Selbsterfahrung und Fremdbestimmung/Ein Bericht aus der Neuen Frauenbewegung** (Sammlung Luchterhand). Für Insider-Frauen natürlich Geschichten, die bekannt sind. Aber für Frauen, die neu in der ‚Frauenszene' sind, ist das Buch eine Zusammenfassung der ‚Bewegung', mit allen ihren politischen Windrichtungen, fast ein nüchterner Abriß - hätte die Autorin nicht hin und wieder ihre eigene Biografie mit eingestreut.

Ausgesprochen wichtig ist der Artikel „Wider das ungeschichtliche Denken", in dem sich Ursula Krechel ganz entschieden gegen eine feministische Bewegung ausspricht. Sie schreibt: „ Zum Beispiel liefert uns der Feminismus eine Fülle von Erklärungen für die sozialen Mikrokosmen Geschlechterbeziehung, Ehe, Familie. Für die Beziehung, die das Kapital zwischen Menschen stiftet, also für die augenfälligsten Beziehungen von Menschen im Kapitalismus, hat der Feminismuß keine Erklärung. Der Kapitalismus, so lese ich, sei eine Funktion des Patriarchats. Das ist eine Leerformel, die glauben machen will, der Kapitalismus sei gradlinig aus dem Patriarchat hervorgegangen."

Und auf derselben Seite finde ich gleich noch den Hinweis: „Große Teile der Frauenbewegung haben sich ein ganz und gar unhistorisches Denken zueigen gemacht, das sich lieber auf anthropologische Spekulationen, denn auf die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen und Machtverhältnisse einläßt." Das Buch ist nicht nur übersichtlich gegliedert und informativ, es gehört zu den wenigen Büchern, die bewußt zu machen versuchen, was schief ist an der Frauenbewegung heute und wohin sie sich eigentlich bewegen müßte.

„Die Frau ist nicht die große Mutter, die Vagina der Welt, sondern die kleine Klitoris auf der Suche nach ihrer Befreiung". schreibt **Carla Lonzi** in ihrer Broschüre **Die Lust eine Frau zu sein** (Merve Verlag). Da hat mich der sexuelle Schauder gepackt und niedergeworfen. Im Untertitel finde ich den anspruchsvollen Hinweis: „Internationale Marxistische Diskussion 55". Ich habe auch zwischen den Zeilen nichts gefunden, was mir Aufschluß über diese Diskussion hätte geben können. Frau Lonzi stellt nämlich fest. Sie pfeift im ersten Kapitel auf Hegel — aber sie macht sich nicht klar, worum es den Frauen in unserer westlichen Industriegesellschaft geht oder gehen sollte. Alles wird auf die Tatsache der Unterdrückung durch den Mann an sich reduziert, und die

klassenkämpferische Kraft der Frau auf ihre Befreiung mittels Selbstbestimmung ihrer Sexualität getrimmt. Ihrer feministischen Sache vertrauend, schreibt Carla Lonzi ganz selbstsicher einen Satz wie: „Der Marxismus hat die revolutionäre Zukunft der Arbeiterklasse anvertraut und hat die Frau als Unterdrückte und als Trägerin der Zukunft vergessen; er hat eine revolutionäre Theorie auf der Grundlage einer patriarchalischen Kultur entworfen." Bumms! Das bleibt einfach so stehen, ohne weitere Begründung. Und leichtfüßig schwebt die Lonzi weiter in ihrer feministischen Manie: „Es ist wichtig für uns, unser eigenes Geschlecht zu bejahen, und es nicht nur befriedigt zu bekommen." Das klingt ja fast wie „Brigitte". Ich bejahe meinen Busen, meinen Hintern, und schon bin ich eine Frau!

Alles dreht sich um das fehlende Bewußtsein einer eigenen Sexualität. Ist das schon alles?

Mann Frauen!

Martin Walser
Der Grund zur Freude

99 Sprüche zur Erbauung des Bewußtseins

Zweiter Teil:

11. Anstoß:
Ich hocke da ohne Ambition, hege menschenfreundliche Wünsche, die werden abgeschlagen, ich richte mich auf, ich lerne.

*

12. Anästhesie:
In höchsten Lagen pfeift der Feinsinn die Warnung vor dem Inhalt. Mit falschen Zähnen entkernt er die Sätze. Enthobene ächten den Ton, in dem geschrieen wird.

*

13. Wozu ich gut bin:
Ich liege auf meinem Schmerz und altere. Gebraucht werde ich nicht. Aber meinetwegen wird einer gebraucht. Der mir sagt, daß man mich nicht braucht.

*

14. Naturbursche:
Sobald ich umschau, fault meine Spur. Voraus seh ich nichts, was mich anzieht. Für den Augenblick fehlt mir der Sinn. Ich lebe wie nicht.

*

15. Fortschritt:
So dumm, euch in Feinde und Freunde einzuteilen, war ich. Ihr widerlegt mich nur auf verschiedene Art. Mir sinkt der Kopf immer genauer auf die eigene Brust.

*

16. Frühstück auf dem Lande:
Mit einem Finger schreibt der Specht auf seiner grausigen Maschine. Sobald ich nicht koitieren will, reißt mich der Schrecken.

*

17. Steigerung der Fürwörter:
Nichts als ich. Als ich nichts. Mit dir mehr. Ohne euch denke ich nicht. Wie finde ich, daß beginnen kann, was ohne uns nicht beginnt?

*

18. Lösegeld:
Wer etwas Geld hat, wer mit etwas Geld etwas anfangen kann, wer etwas Geld, zum Beispiel, in die Fabrik schickt, muß selber nicht mehr hinein.

*

19. An unsere Kinder:
Was ihr von uns erfahrt ist nichts gegen das, was gewesen ist. Jeder hat jeden gepeinigt, wo's ging. Das Brot wurde gegessen vor Hungernden.

*

20. Probier es:
Bleibt nichts von deinen Fähigkeiten, willst du sie gebrauchen für andere, sind es Unfähigkeiten.

Martin Walsers „99 Sprüche zur Erbauung des Bewußtseins", die KONKRET in zehn Folgen erstveröffentlicht, sind der über Jahre fortgeführte Versuch, die Wirkung öffentlicher Vorgänge auf das eigene, private Bewußtsein festzustellen und festzuhalten. Walser hat sie in zehn Kapitel geordnet, die vom Privaten zum immer mehr Politischen führen.

Zeichnung: Ulrike Evezard

„Wir haben Informationen über Sie!“

Der Verfassungsschützling

Es gibt Bücher, die für manchen eine Art Schlüssellektüre werden können. So ein Buch habe ich vor kurzer Zeit gelesen. Klein, rotgebunden und handlich, man konnte es bequem in die Tasche stecken und jederzeit wieder rausziehen, wenn man Rat brauchte.

Das rote Büchlein hieß Grundgesetz. Schon auf der ersten Seite stockte mir der Atem. Da stand nämlich schwarz auf weiß: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist die Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Aber noch nicht genug: „Jeder hat das Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit . . .“ Und: „Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.“

Phantastisch! Wer hätte das gedacht?

Die ganze Polizei und die ganze Armee und vielleicht sogar die Regierung werden, wenn es darauf ankommt, bis zum letzten Staatssekretär dafür kämpfen, daß meine Würde nicht verletzt wird. Daß mir, rein menschlich gesehen, genau dasselbe zusteht, was allen anderen, sogar ganz hohen Tieren auch zusteht.

Da soll mir einer noch einmal etwas gegen diesen Staat sagen.

Aber wenn das so ist, dann ist ja alles anders. Und warum sollte es nicht so sein? Das Grundgesetz, das Gesetz aller Gesetze, wird wohl nicht zum Spaß da sein.

Am nächsten Tag ging ich als ein neuer Mensch ins Büro. Und schon am Vormittag saß ich mitten in einem Verfassungskonflikt. Dabei benahm ich mich gar nicht ungewöhnlich. Nur so wie mein Chef.

Als er nämlich um zehn Uhr zehn unser Zimmer mit den Worten „Hören Sie mal Schmidt . . .“ betrat, blieb ich so, wie ich war: Beine auf dem Tisch, las weiter in einer Akte.

Mein Kollege Dünnwald hörte sofort auf zu telefonieren und Fräulein Teitz begann sich verzweifelt zu räuspern, wahrscheinlich um mich zu warnen.

Selbst der Chef blieb einen Moment sprachlos. Dann langsam und ganz leise:

„Herr Schmidt . . .“

„Moment bitte“, sagte ich ohne aufzuschauen.

Das muß ihm zuviel gewesen sein. Er sprang an meinen Schreibtisch und schrie:

„Herr Schmidt, ich bin hier, Tatker!“

„Und? Warum schreien Sie so, Herr Tatker?“

„Wollen Sie endlich die Beine vom Tisch nehmen und mir zuhören?“

„Ich kann Ihnen auch mit den Beinen auf dem Tisch sehr gut zuhören. Das ist besser für den Kreislauf.“

Tatkers Gesicht wurde etwas rot, dann lila. Er wirkte etwas mitgenommen, als er wieder stammeln konnte.

„Sind Sie verrückt geworden, Schmidt?“

„Nein, Tatker, ich habe nur das Grundgesetz gelesen.“

„Das Gru . . . Sie müssen besoffen sein.“

„Ich trinke nie. Nur das Grundgesetz habe ich gelesen.“

„Hören Sie gut zu, Herr Schmidt. Grundsätzlich . . .“

„Nein, Herr Tatker, grundgesetzlich. Ab heute grundgesetzlich. Da steht nämlich drin, daß ich das gleiche Recht zur Entfaltung meiner Persönlichkeit habe wie Sie. Und die ganze staatliche Gewalt wird mein Recht schützen, wenn es sein muß.“

„Gewalt . . .“, Tatker starrte mich absolut verfassungslos an. Dann änderte sich plötzlich sein Gesicht.

„Ach ja, das Grundgesetz haben Sie gelesen, natürlich . . .“, er lachte etwas gequält. „Das ist ja lustig, ha ha, Sie sind mir einer . . .“. Er ging langsam zur Tür, „. . . das Grundgesetz haben Sie also . . . sehr gut, Herr Schmidt. Ich wollte nur mal reingucken und will Sie jetzt gar nicht weiter stören.“

Kaum war der Chef draußen, stand Dünnwald auf und maß mich mit einem würdigen Blick.

„Ich wußte gar nicht, daß du auch so ein Linksextremist bist“, sagte er frostig und verließ ebenfalls das Zimmer.

Fräulein Teits schaute mich wortlos mit ihren großen, braunen Augen an und begann plötzlich zu weinen. Sie wußte nicht, daß die ganze staatliche Gewalt hinter mir stand.

Um zehn Uhr zweiundzwanzig kam Tatker zurück, begleitet von drei fremden Männern. Die drei trugen weiße Kittel. Und der eine von den weißen Kitteln war sehr freundlich zu mir.

Meine Zelle ist ziemlich bequem und ich darf jeden Tag lange Spaziergänge machen im Park. Die Pfleger nennen mich den „Verfassungsschützling“ und scherzen oft mit mir.

Das rote Büchlein wurde mir in der Tat zum Schlüsselerlebnis. Nur: den Schlüssel hat leider die Anstaltsleitung, und die gibt ihn nicht her.

Radikalauer von Winfried Thomsen

Die sozialliberale Ministerialbürokratie arbeitet an einem Reformgesetz, das die Anstiftung zur Anwendung von Grundrechten unter Strafe stellt.

★

Die alten Sachsen hatten immerhin noch August den Starken. Die Niedersachsen müssen sich mit Albrecht dem Halbstarken begnügen.

★

Karneval in Mainz – das ist: „Bild“ in Versen.

★

Gegen Polen haben wir den Krieg doch gar nicht verloren – also kriegen wir noch 'was raus.

★

Werner Marx war in Peking – ist das der Marx der Chinesen?

★

Er war ein ehrlicher Konzernherr, und so nannte er das neue Flugzeug „Schmierage“.

★

Kommt „Zeit“, geht Rat.

★

Die beiden Zahnärzte scheuten nicht Mühe noch Kosten, um aus der DDR in den Westen zu kommen, wò sie als Dissidentisten gefeiert wurden.

★

Der Prinz mußte nicht erst von Lockheed geküßt werden, er war ohnehin kein Frosch.

★

Die Genossen Teng und Peng wurden abgelöst. Jetzt regieren Knall und Fall.

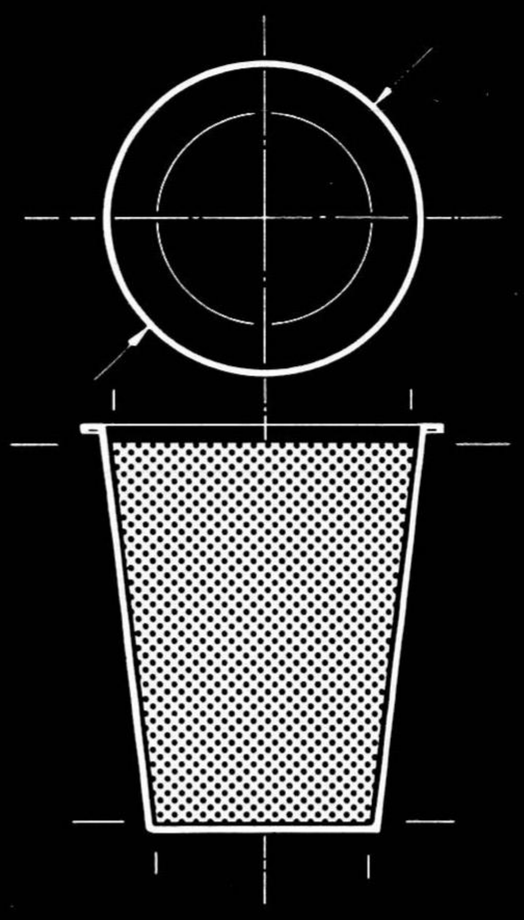
★

Was bringt die Wahl: Sozialismus oder Freiheit? Weder noch.

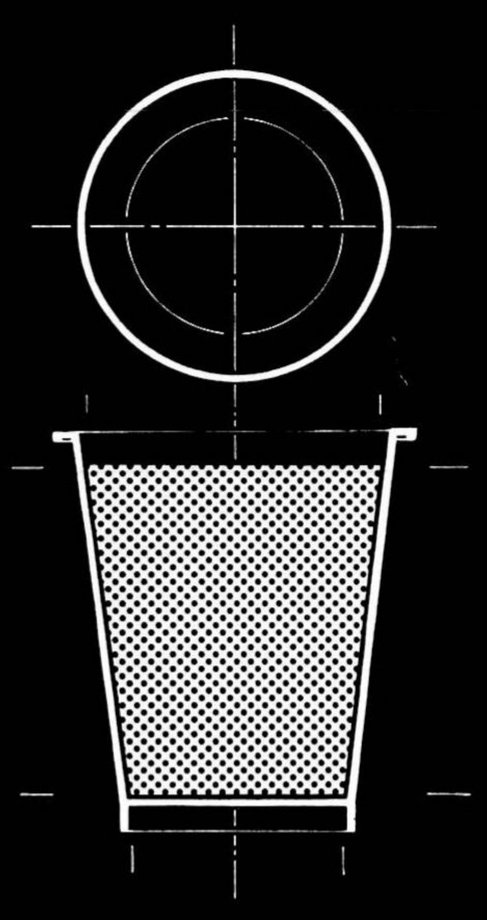
★

Warum soll die SPD eigentlich mit der Wirtschaft fertig werden? Es genügt doch, wenn die Wirtschaft mit der SPD fertig wird.

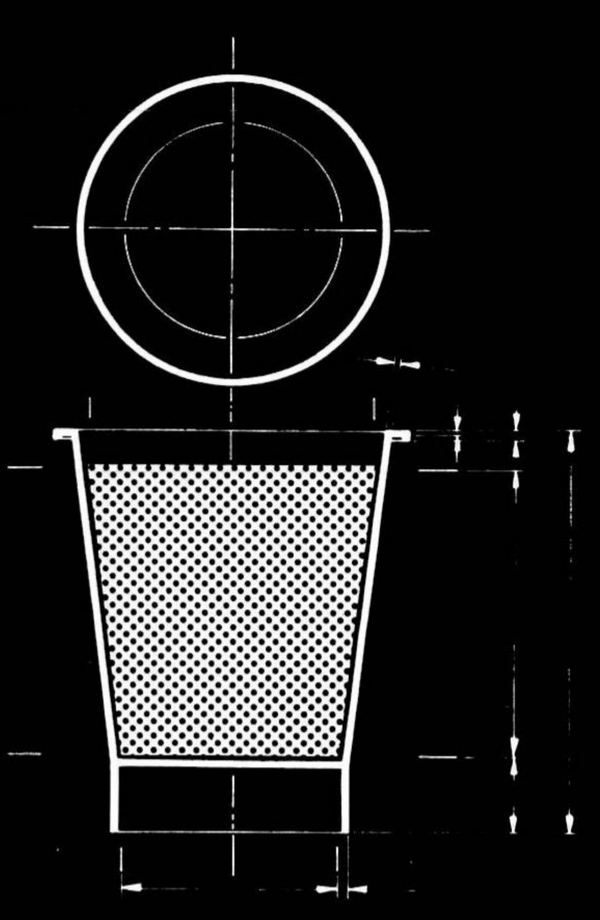
Die Evolutions-Theorie vom deutschen Becherjoghurt



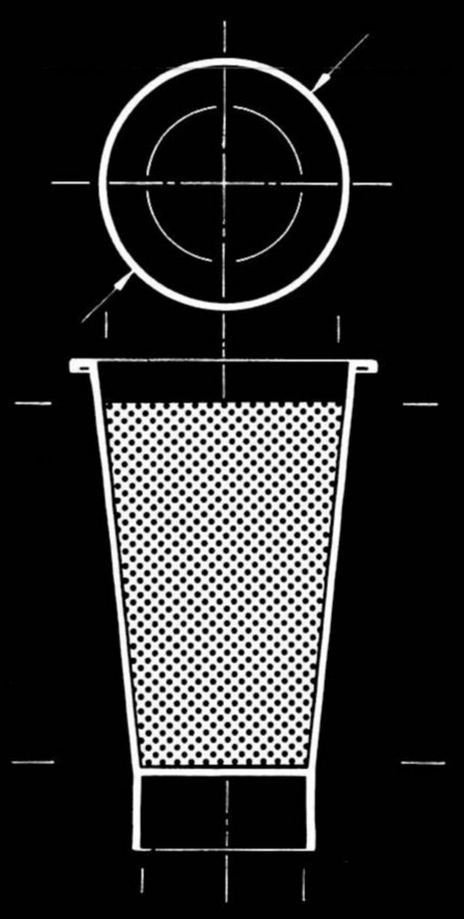
250 ccm = 35 Pfennig



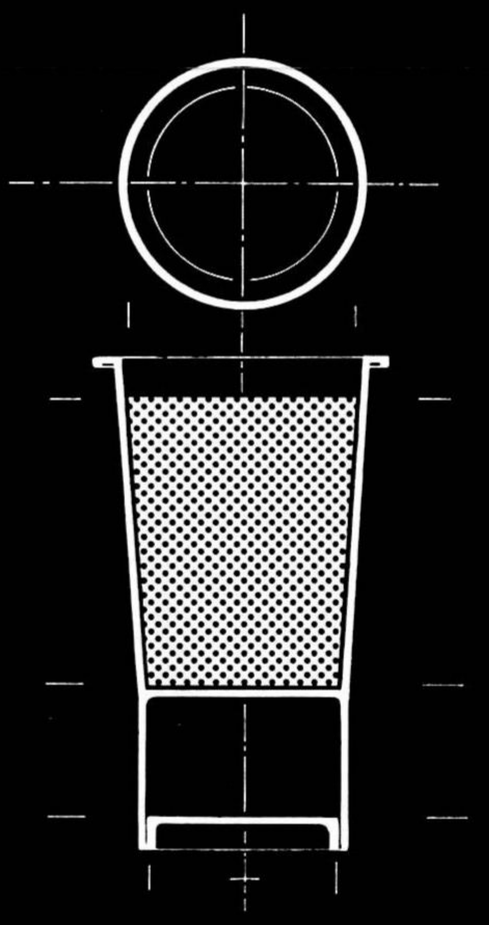
225 ccm = 40 Pfennig



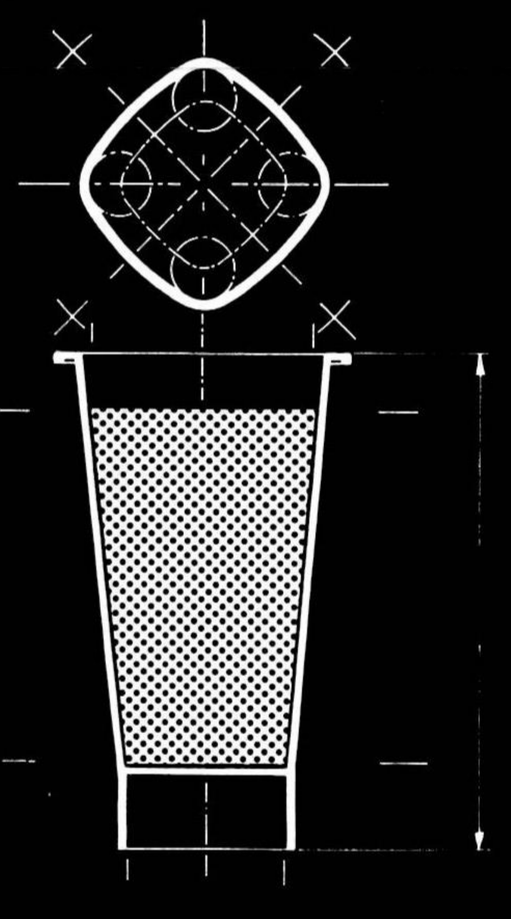
200 ccm = 45 Pfennig



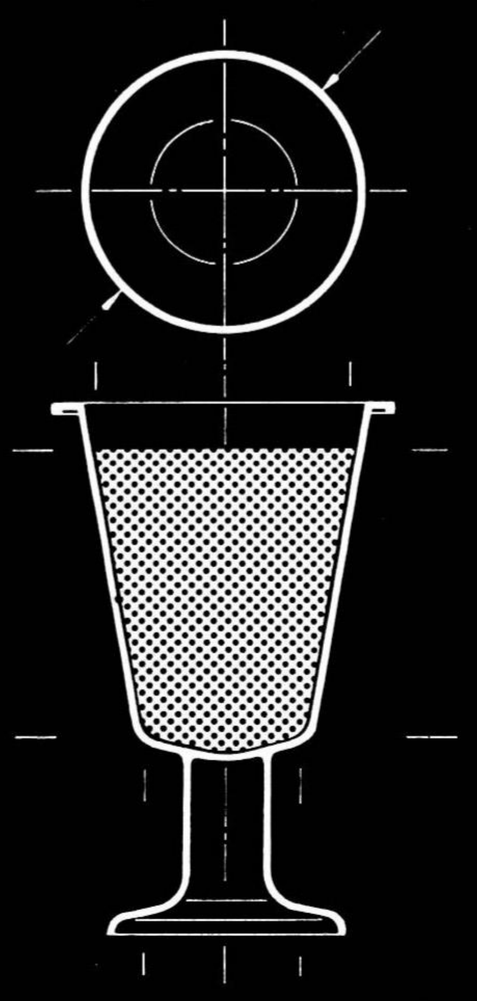
180 ccm = 50 Pfennig



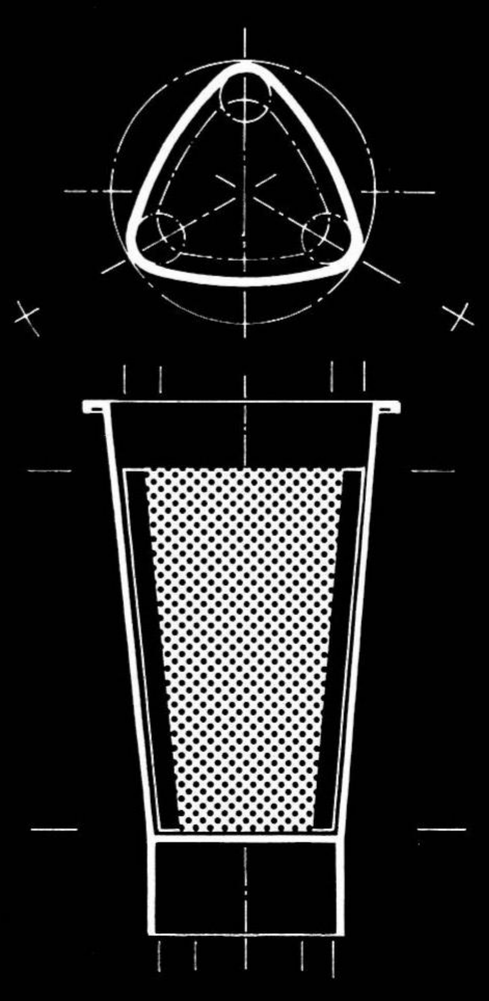
155 ccm = 60 Pfennig



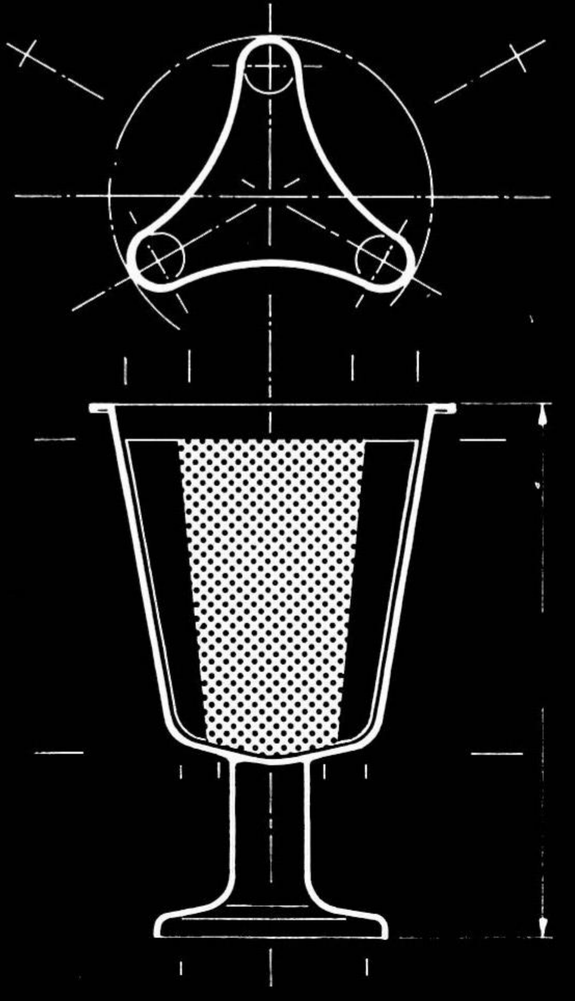
140 ccm = 70 Pfennig



125 ccm = 75 Pfennig



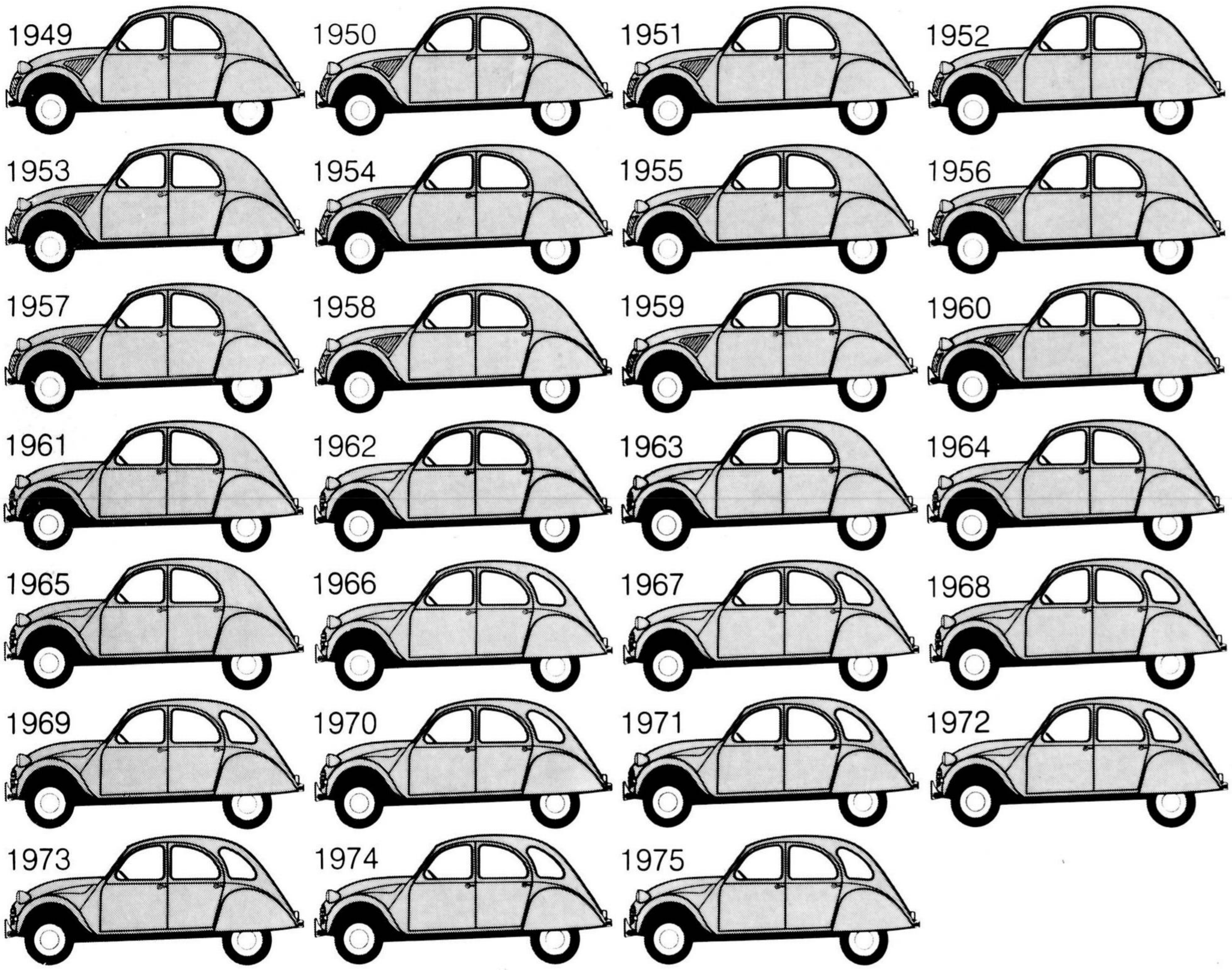
110 ccm = 85 Pfennig



100 ccm = 100 Pfennig

Plakat von D Donges Copyright R S Verlag, Reinhard Siemes Widenmayerstraße 12 8000 München 22.

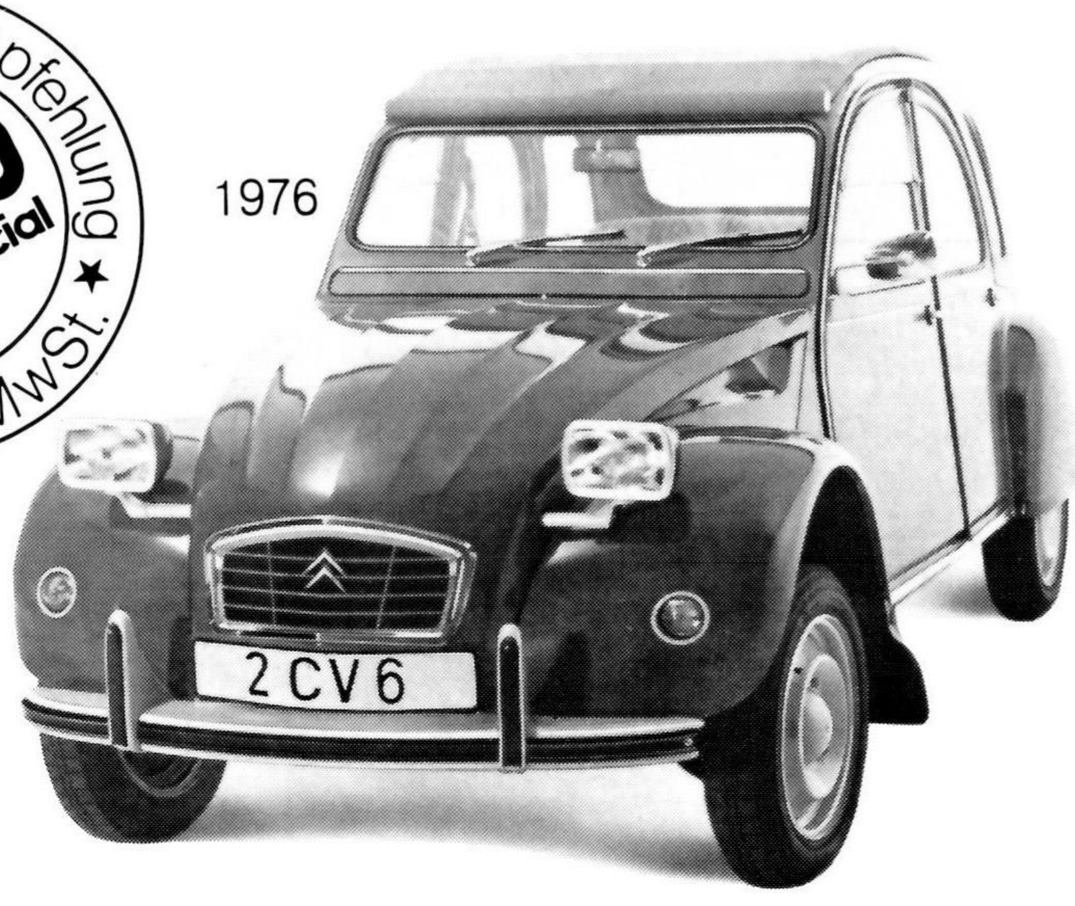
Was von Anfang an gut ist, muß man nicht ständig verändern.



Natürlich sieht auch der 2 CV heute ein bißchen anders aus als der erste vom Jahrgang 1949. Denn schließlich wurde er in vielen Details verbessert. Doch seine Konzeption ist unverändert geblieben. Es gibt nach wie vor kein anderes Auto, in dem vier Personen so komfortabel mit so wenig Benzin so weit fahren können wie im 2 CV.
Und das hat Zukunft.

unverbindliche Preisempfehlung ★ DM 5.800 2 CV Special ★ incl. MwSt.

1976



2 CV ≫ Er wird von Jahr zu Jahr mehr das Auto des Jahrhunderts

Citroën ≫ mit 12 Monate-Garantie und selbstverständlich – wie bisher – ohne km-Begrenzung.

Citroën Automobil AG, Postfach 903 080, 5000 Köln 90. In Europa 9.000 Service-Stationen. Citroën empfiehlt TOTAL.

CITROËN ≫ 2CV